Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 46 **Marburg i. H., den 11. November** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Nicht verzagen — Die Mystik und der moderne Mensch. Schluß — Aus Luthers Römerbriefkommentar. Erstes Stück — Schillers Schicksal in der evangelischen Kirche. Zu Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt — Aus den Bergwerken — Epilog zur Calvinfeier in Genf — Verschiedenes: Gott und Welt (Traub); Grundsätze für eine wirkliche Verdeutschung der heiligen Schrift (Böhmer); Die Entstehung der preußischen Landeskirche (Foerster); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Nicht verzagen

Gibt es Etwas, das uns mehr bekümmert, als unsere eigene Mattigkeit im Glauben? Was ist es doch für ein köstliches Ding um den Glauben, wenn er stark und lebendig ist! Er hebt uns über alle Sorgen empor: Sorgen um das tägliche Brot, Sorgen um die Gesundheit, Sorgen um Kraft und Zeit zu all den drängenden Aufgaben des Berufs und der frei gewählten Pflichten, Sorgen für uns und unsere Lieben, für unsere Kirche und unser Volk — alle diese Sorgen sollten nicht aufkommen können. Denn der Glaube sieht mit geöffneten Augen über die Nöte dieser Zeit in den Sieg der Ewigkeit. Und von Sünden sollten wir frei sein: keine Schuld der Vergangenheit sollte mehr beschämend und beängstigend aus ihrer dunklen Kammer aufstehen: Gottes Huld hat Alles zugedeckt; keine gegenwärtige Versuchung sollte uns mehr überwinden, nicht nur vor schweren Verirrungen sollten wir sicher sein, unser Leben sollte durch und durch rein und wahr, sollte auch im Alltäglichen nichts als tätige, geduldige, selbstvergessende Güte sein: denn Gottes Geist und Kraft will auf uns kommen, so oft wir flehn und beten. So sollte es sein, — ist es wirklich so?

Es gibt Prediger und Seelsorger, die reden und schreiben, als könnte es gar nicht anders sein, als wäre das Leben jedes Christen nichts als Kraft und Sieg, nichts als Freude und Gewißheit. Die so reden, meinen es wohl gut; aber sie stiften wenig Gutes. Denn die Allermeisten unter den ernsthaften Christen werden sich, grade wenn sie solche volltönende Hymnen hören, ihrer Halbheit und Unbeständigkeit schmerzlich bewußt. Sie sagen zu sich selber: So möchte ich wohl sein, aber ich bin nicht so; für gewöhnlich wechseln in meinem Herzen Mut und Verzagtheit, Kraft zum Guten und Ohnmacht; nur Eins ist immer lebendig: die schmerzliche Empfindung, zurückzubleiben, und die Sehnsucht, endlich einmal vorwärts zu kommen, endlich einmal frei zu werden.

Und wenn wir von solchen Christen hören, was werden wir zu ihnen sagen? Müssen wir nicht so mit ihnen reden: O, ihr lieben Freunde, danket Gott in der Stille, wenn er diese Sehnsucht euch ins Herz gegeben hat; danket Gott und betet, daß er sie nie in euch ersterben lasse. Diese Sehnsucht ist die Wurzel, daraus des Glaubens Pflanze wächst. O glaubt doch nicht, daß ihr allein steht, daß ihr minderwertige und schlechte Christen seid. Vergeßt doch nicht, daß es die Hungernden und Dürstenden, daß es die Leidtragenden gewesen sind, die Jesus selig pries! Und wir dürfen sie erinnern an eine überaus tröstliche Erzählung aus dem Evangelium: der geängstigte Vater bittet Jesum um Heilung seines Sohnes: Wenn du Glauben hättest, lautet die Antwort, alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Da bricht aus des Mannes Seele der Schrei der Wahrheit und der Sehnsucht hervor: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben. Und diesen Glauben hat Jesus angenommen.

Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben. Müssen wir nicht alle dies Bekenntnis tun? Wohl uns, wenn wir dies Bekenntnis tun können; wir sind damit in guter Christen Gesellschaft. Hat nicht Dr. Martin Luther noch als hochgefeierter Reformator bekannt, daß er oft um den Glauben ringen müsse! Hat nicht der Meister selber in seiner Todesnot durch inständiges Gebet sich stärken und seine Seele retten müssen!

Wir wollen uns nichts vortäuschen, Gott ist ein Gott der Wahrheit. Wir wollen unsere ganze Verzagtheit rückhaltlos vor ihm ausschütten, wir wollen immer wieder bitten, daß er mit uns einen neuen Anfang mache und den schwachen, erstorbenen Glauben neu erwecke. Wir wollen es uns ehrlich sagen, daß unser Glaube, solange wir auf Erden wandeln, nur ein kämpfender, ringender Glaube sein kann.

Aber freilich daß er auch kämpfe und ringe, daß er gestärkt und aufgerichtet sein *wolle*! Das heißt: daß wir *beten*; daß wir immer besser lernen: Christ sein, Glauben haben heißt nicht, sich kluge Gedanken über Gott und Welt machen, heißt nicht, die Seele mit süßen Gefühlen entzücken; es heißt: demütig, kindlich, innig und inständig beten. In solchem Beten werden wir Feierstunden, werden wir die Ahnung des Sieges erleben, werden wir für Augenblicke mit unserm Meister auf den Berg der Verklärung gestellt werden. Aber haltet euer Herz fest, ihr Lieben, ihr könnt nicht Hütten bauen auf diesem Berg, ihr müßt immer noch wieder zu Tal steigen und in den Staub der Straße treten. Wenn das geschieht, so nehmt die Hoffnung mit auf jene ewigen Hütten und haltet das Gebet des Evangeliums fest: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!

H S

Die Mystik und der moderne Mensch

4

Es ist immer ein hohes Lob, „konsequent“ genannt zu werden. Und es ist immer das Erste, einem Anderen Inkonsequenz vorzuwerfen, wenn man ihm sonst nichts vorzuwerfen hat. Doch bei tieferem Eindringen wird man gestehen müssen, daß damit doch nur wenig gewonnen ist. Es mag dem Logiker hohe Befriedigung gewähren, ein widerspruchsloses System aufzustellen, doch der „Mensch mit seinem Widerspruch“ bleibt der alte. Gerade die Mystik ist ein gutes Beispiel dafür, wie man durch Konsequenz einseitig werden kann. Der Einseitige aber sieht immer nur einen Teil des Ganzen, nur einen Ausschnitt des reichen vollen Lebens. Das ist auch der Fehler der Mystik, daß sie einen „notwendigen Bestandteil der Religion zu ihrem alleinigen Inhalt macht“ (Eucken, a. a. O. S. 153). Dadurch müssen, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, gewisse Seiten des Lebens und des Charakters verkümmern. Verzichten wir also, als moderne Menschen, als Christen und als wissenschaftlich Gebildete, darauf, „konsequente Mystik“ wieder zum Leben zu

erwecken. Je bereitwilliger wir aber zu diesem Verzicht uns entschließen, desto freudiger dürfen wir den Wert der Mystik auch für unsere Zeit, für uns selber anerkennen. „In Wahrheit fehlt aller Gestaltung der Religion, die nicht ein Element der Mystik in sich aufnimmt, die belebende Seele" (Eucken a. a. O. S. 153). Der Strom der Mystik ist ein starker, lebendiger Strom, mag er auch manchmal wunderlich brausen und schäumen. Auch von den Aposteln sagten die Nüchternen, die Kühlen, die Rationalisierenden: „Sie sind voll süßen Weines." Und wenngleich Jesus kein Mystiker gewesen ist, und wenn es auch eine umstrittene Frage bleibt, ob und wie weit Paulus und Johannes mystisch veranlagte Naturen waren, trotzdem können wir der Frömmigkeit vieler edler Mystiker unsere frohe Anteilnahme nicht versagen. Was ist es denn, was wir brauchen, und worin wir auch von diesen Geistern noch lernen können?

Zum ersten: Sammlung und Vertiefung. Wir erkennen heute deutlicher als je, daß es mit dem Appell an das Pflichtbewußtsein, mit dem Aufruf zur sittlichen Arbeit in der Welt noch nicht getan ist. Wollen wir lediglich einen Konkurrenzkampf aufnehmen mit der Rastlosigkeit unserer Zeit? Dann würden wir das Beste verlieren. Wir würden in der Arbeit für Gott ihn selber vergessen und Mühe haben, uns zu ihm zurückzufinden. Wir würden Schaden nehmen an unserer Seele. „Wir gewannen eine Welt, aber wir verloren die Seele" (Eucken a. a. O. S. 43). Wir müssen es wieder besser lernen, einsam sein zu können, so wie Jesus es konnte, als er auf den Berg ging, zu beten. Das ist nun die Kraft auch der mystisch gerichteten Naturen, daß sie einsam sein können und doch nicht allein, weil in der Stille Gott zu ihnen kommt und vernehmlicher sich ihnen kundgibt, als im Gewitterwind und in den Arbeiterkämpfen. Gewiß, auch da ist Gott, aber nur für den, der in der Stille des Herzens ihn gefunden und seine Sprache verstanden hat. Daß der Mensch in solcher Stille nicht der Welt und seinen Mitmenschen entfremdet wird, dafür sorgt schon das Leben selber. Die Gefahr ist heute vielmehr die entgegengesetzte, daß wir Menschen der Neuzeit es verlernen, einsam zu sein, daß wir auch dann die Unruhe suchen, wenn wir die Ruhe haben könnten, weil wir uns auf der Flucht befinden vor uns selber. Daß der moderne Mensch selbst diese Gefahr erkannt hat, dafür ist eben sein erwachendes Verständnis für mystische Anschauungen ein Zeugnis. Das aber ist mit Freuden zu begrüßen. Denn wir tragen eine Welt auch in uns, die gegenüber der Welt außer uns zu ihrem Rechte kommen muß, wenn wir uns selber nicht verlieren wollen.

Damit hängt zusammen, daß wir uns mühen müssen um persönliche Religion. Die Christenheit hat zwar nie vergessen, daß Frömmigkeit die persönlichste Angelegenheit des Menschen ist. Dennoch aber besteht immer die Neigung, sich mit einer angelernten und ererbten Frömmigkeit zu begnügen. Je mehr aber heute wir Menschen, bis in die breitesten Schichten hinein, durch Alles, was durch unseren Geist hindurchflutet, zum Selbstdenken angeregt werden, desto stärker wird auch die Nötigung, auf unser Bestes uns zu besinnen und uns zu vergewissern, daß es wirklich unser ganz persönlicher Besitz ist. Nicht als ob alle Religion aus der Tiefe des Herzens aufsteigen müßte. Das ist nur Wenigen gegeben, und auch ihnen nur in seltenen Augenblicken. Aber soviel Religion auch in uns hineingetragen sein mag, die Hauptsache ist, daß sie eine verwandte Saite in unserer eigenen Seele berührt und ein eigenes inneres Leben zur Entfaltung bringt. Und das ruft uns nun die Mystik so eindringlich wie möglich zu: Frömmigkeit ist inneres Leben. Wer es nicht lebt, der hat es auch nicht. Wessen Seele niemals erschüttert wird von Gottes Machterweisen, wer Gott niemals nahe kommt in der Gegenwart, niemals tief im Herzen sein Walten spürt und sich berührt weiß vom Geist des Lebendigen und Ewigen, dem wird alle Offenbarung aus den Tagen der Vergangenheit eine unverstandene, tote Sprache bleiben müssen. Nur das ist wirkliche Offenbarung von Gott, was eine Religion der Innerlichkeit zu pflanzen und zu pflegen vermag. Eine andere Religion verdient diesen Namen nicht.

Was ist es aber, was in der persönlichen Religion erwachen soll? Das Bewußtsein der Verwandtschaft mit Gott und der Gemeinschaft mit Gott. Welch lebensvolle und echte Zeugnisse haben wir hierfür gerade in den Schriften der Mystiker. Verwandtschaft mit Gott! Zwar schon im Alten Testament lesen wir, Gott habe den Menschen „ihm zum Bilde" geschaffen. Das ist dort sicherlich nicht mystisch gemeint, sondern bezieht sich auf die Herrscherstellung des Menschen inmitten aller anderen Kreatur. Aber die Mystiker sind es, die voll Staunen und Ehrfurcht, oft in tiefster Demut, dann wieder in jauchzender Freude die Größe dieser Erkenntnis faßten: „Alle Kreaturen sind ein Fußtapfe Gottes, aber die Seele (man beachte: die Seele, nicht der Mensch) ist in ihrer Natur Gottes Ebenbild" (Eckehart). Wie ein Blitz ging es durch ihre Seele, daß das Gottverwandte nicht außer ihr, sondern in ihr ist. Und diese Verwandtschaft mit Gott macht die Seele fähig, ihn zu erkennen und zu verstehen. „Gott erkennen, sagt Eckehart, das ist voller Trost für eine edle Seele." Diese Verwandtschaft mit Gott gibt der Seele das Ahnungsvermögen für Gottes Größe und Gottes Liebe, für seinen Geist und seine Art. Diese Verwandtschaft gibt der Seele den Zug zu Gott und das Gefühl des Heimwehs nach seiner Welt. Ja die Seele fühlt sich schon jetzt zur Gemeinschaft mit Gott berufen. Sie weiß es, daß Gott ihr nahe sein kann, nicht nur „in seinem Wort" oder „in seiner Gemeinde", sondern er selbst, der unendliche Geist, damit er die Menschenseele segne mit seinem Frieden und mit seiner Kraft. Wirklich er selbst? Die Frage, die wir schon mehrfach berührten, taucht wieder auf. Wie, wenn es doch Selbsttäuschung wäre? Wo ist die Kontrolle, die uns darüber einige Sicherheit verschafft, ob es sich in dem, was viele Christen, insbesondere viele mystisch gerichtete Naturen innerlich zu erleben behaupten, nur um Angeeignetes handelt, das wir uns in dieser Form vergegenwärtigen, ob vielleicht Illusionen, Suggestionen, Halluzinationen im Spiele sind, oder ob in solchen Erlebnissen wirklich Gott gegenwärtig ist? Wo ist die Grenze zwischen dem echten Erlebnis und der Selbsttäuschung? Es gibt diese Grenze nicht. Es gibt keine Kontrolle. Die einzige Kontrolle ist die sittliche. Was den Menschen unfähig macht zur Erfüllung seiner Pflicht, was ihm den klaren Blick trübt für das Sittliche überhaupt, das kann nach dem Urteil derer, die in die Schule der „sittlichen Weisungen Jesu" (Herrmann) gegangen sind, nicht von Gott sein. Aber anderseits heißt es der Religion an die Wurzeln greifen, wollte man eine Gemeinschaft mit Gott, eine Gemeinschaft persönlicher geistiger Art für unmöglich erklären. Wer aber überzeugt ist, daß solche lebendige Gemeinschaft mit Gott gerade die Quelle der besten Kraft und Freudigkeit ist, der wird von den Zeugnissen jener Mystiker nicht unberührt bleiben:

> Du brauchst nicht erst nach ihm (Gott) zu suchen hier und dort, er ist nicht weiter als vor der Tür des Herzens. Da steht er und harrt und wartet, wen er bereit finde, ihm aufzutun und ihn einzulassen; du brauchst ihn nicht erst von weit her herbeizurufen: er wartet ungeduldiger als du, daß du ihm auftuest, ihn verlangt tausendfach dringender nach dir, als dich nach ihm. (Eckehart)

Sammlung und Vertiefung, Streben nach persönlicher Religion, Bewußtsein der Verwandtschaft mit Gott und der Gemeinschaft mit Gott —, in dem allen lehrt uns die Mystik dasjenige an der Religion wieder höher einschätzen, was zeitweilig in ihr zurückgetreten ist, nämlich das Unmeßbare und Unwägbare, mit einem Wort: das Irrationale. Vor dem Richterstuhl der ratio, der Vernunft, mag die Mystik oft einen schweren Stand haben. Nicht als sei sie mit Vorliebe unvernünftig. Aber wie sich Frömmigkeit nicht beweisen und nicht widerlegen läßt, so läßt sie sich auch nicht in klare Formeln, in scharfgeschnittene Begriffe, in knappe einfache Sätze klipp und klar auseinanderlegen. Darum muß die Vernunft oft unbefriedigt bleiben. Aber dem Frommen ist eben oft das Erlebnis wichtiger als das Verständnis. Die Zerlegung seiner Religion in ihre Bestandteile, wie sie etwa die Wissenschaft versucht, kann ihm das Originale und Geheimnisvolle seiner religiösen Welt ebenso wenig rauben, wie eine Beethovensche Sonate ihren eigentümlichen Reiz verlieren würde, wenn man sie nach den Gesetzen der Harmonielehre in ihre Bestandteile auflöste. So wird in der Religion immer etwas in der Schwebe bleiben, sowohl in Hinsicht auf den, dem sie gilt, wie in Hinsicht auf

die Art, wie sie sich äußert. Gottesnähe und Gottesferne, Gotteserkenntnis und Gottesahnung, das alles führt uns in Tiefen, die wir nicht ergründen können:

Wer Gott ist, wird in Ewigkeit kein Menschen ergründen. (C. F. Meyer)

So vermag denn der Mensch überhaupt nicht zu wissen, was Gott ist. (Eckehart)

Unsere Rede wird ein Stammeln, wenn wir von der göttlichen Natur reden sollen. (Eckehart)

Und dieselbe Unfähigkeit im Festhalten des Erlebnisses selbst:

Wir wissen, daß in wunderlicher Form das Beste zu uns kommt. Es gilt nur, in solchem Augenblick stillezuhalten und zu lauschen. Die Sprache, die dann unser Herz hört, wird freilich anders klingen, als die allerbeste Form, die wir ersannen. (Traub)

Gerade das Geheimnisvolle an der Religion gibt ihr ihre Macht. (Wegener)

Der Mangel des Mysteriums ist die Quelle aller Unzufriedenheit im Leben. (Lhotzky)

So werden wir Wobbermin zustimmen, wenn er schreibt:

Es fragt sich, ob das Irrationale nicht geradezu mit zum Wesen der Religion gehört. . . . Diese irrationalen Werte treten auf keinem anderen Gebiete menschlichen Geisteslebens so deutlich und stark hervor wie auf dem der Religion. (Vorwort zu James a. a. O. S. 12)

Doch nicht nur der religiöse Wert der Mystik, sondern auch ihr Wert für das sittliche Leben verdient hoch eingeschätzt zu werden. Trotz aller Einseitigkeit hat die Mystik ohne Zweifel erzieherisch gewirkt und vermag noch immer erzieherisch zu wirken. Religion und Sittlichkeit hängen zu eng zusammen, als daß sie nicht auf einander wirken sollten. Darum ist es nur natürlich, daß die starke echte Frömmigkeit der Mystik auch Leben und Charakter nachhaltig beeinflußt.

Die innere Sammlung, die der Mystiker mit Vorliebe übt, führt ihn zugleich auch zur Selbstzucht und Selbstbeherrschung, zu wirklicher Konzentration seiner sittlichen Kraft. Indem er seine Kraft in Gott sammelt, findet er sich aus der Zerstreuung des Lebens immer wieder zurück zu dem Punkt, auf den auch im sittlichen Leben Alles ankommt. Und wer es erst im engen Kreise gelernt hat, im Geiste Gottes zu leben, der wird es von da aus auch lernen im weiteren Kreise. Wer im kleinsten Punkte, im scheinbar kleinsten Punkte die größte Kraft sammelt, der kann auch etwas Treffliches leisten, und sein Blick wird sich schärfen auch für die große Reich-Gottesarbeit in der Welt.

Solche Konzentration ist aber zugleich ein Kampf um die innere Freiheit. In der Welt und doch nicht von der Welt, diese kühne Paradoxie, die scheinbar einen asketischen Charakter tragen mag, haben die Mystiker in kräftigster Weise durchzusetzen sich bemüht. Darum berühren uns ihre Schriften zuerst so weltfremd, vielleicht gar unsympathisch. Das Leben lockt mit allen Reizen. Aber der Mystiker betont als erstes Erfordernis: Reiß dich los, werde frei! Das Leben in Gott und für Gott ist das einzige Leben, das Wert hat:

Immer dasjenige Tun, welches dich Gott näher bringt, ist das allerbeste.

Der Mensch, der in Gottes Willen und in Gottes Liebe steht, dem ist es eine Freude, alles zu tun, was Gott lieb ist, und alles zu lassen, was wider Gott ist. (Eckehart)

Diese Freiheit von der Welt, in der ein Mensch alles, was die Welt ihm darbietet, nur als Mittel ansieht, um Gott zu leben, ist Gottes größte Gabe an uns Erdenkinder, und will doch erworben und festgehalten sein.

Worin wir endlich von der Mystik noch lernen können, das ist ihr Optimismus. Ein Ewigkeitsoptimismus ist es. Es muß Alles gut werden. Gott ist viel zu mächtig, als daß seines Geistes Wirken sich nicht durchzusetzen vermöchte in den Seelen derer, die ihm sich aufschließen. Es ist bezeichnend, daß in den Schriften der Mystiker und auch in den Schriften derer, die heute wieder mystische Bahnen einschlagen, von Sünde so gut wie nie die Rede ist. Und wo von ihr die Rede ist, da bedeutet sie die Gottesferne, das große Unglück, um das man einen solchen armen Menschen beklagen und bemitleiden muß. Sittlicher Leichtsinn braucht sich also keineswegs hinter dieser Eigentümlichkeit zu verbergen, so oft es auch zumal in neueren Zeugnissen der Fall sein mag. Wo es sich um vertiefte Mystik handelt, da muß das unüberwindliche Vertrauen auf den Sieg Gottes, auf den Sieg des Guten allen Jammer über das sittliche Verderben in der Menschheit zum Schweigen bringen. Was nützt all das Jammern, was nützt das Klagen? Zeigt den Menschen den Weg des Glückes und des Friedens, zeigt ihnen das goldene Land der Freiheit, dieses Land im Sonnenschein der göttlichen Liebe und Kraft. Und all die Not des äußeren Lebens —, wie wundervoll wissen gerade die Mystiker mit ihr sich abzufinden! Das liebe Kreuz! Es tragen zu können, es tragen zu dürfen, steil den Berg hinauf, zu Gott hinauf, das ist Seligkeit. Darum „ein auferhobenes Gemüt sollst du haben, nicht ein niederhangendes" (Eckehart). Rein und gebeugt wird die Seele, sagt Tersteegen, zugleich aber auch stark und selig. Beugung und Kraft finden sich hier in einer höheren Einheit. Und Seligkeit ist es, daß der Betrübte, nicht erst im Tod, sondern schon im Leiden eingeht „in des Herrn Freude." So sind die Mystiker ganz gewiß unseres Herrgotts fröhliche Leute, wie es Luther von den Christen überhaupt gesagt hat.

Wir sind am Ende. Vieles vermissen wir in der Gedankenwelt dieser eigenartigen Geister, nach wie vor. Jesu Christo werden sie in keiner Weise gerecht. Für sein Lebenswerk und für die erlösende Kraft seines Todes haben sie kein Verständnis, aus dem einfachen Grunde, weil das Geschichtliche ihnen fast immer und überall wertlos ist. Nur das Gegenwärtige hat für sie Bedeutung. Und so ist das Einzige, was sie mit Jesus Christus anzufangen wissen, eine eigentümliche Christusmystik, die sich nur allzu oft ins Sinnliche verirrt und mit dem Seelenbräutigam und seinen fünf Wunden tändelt. Doch nicht das, was wir an der Mystik vermissen oder als Verirrung betrachten, soll unser Gesamturteil leiten, sondern das, was wir aus ihr lernen, ja was wir ihr verdanken. Ohne ein gewisses Mitfühlen wird man der Mystik nie gerecht werden können. Denn „Gefühle sind keine Henkeltöpfe und haben nicht bequeme Halten zum Weitergeben" (C. Hauptmann). Wir müssen es selber empfinden, wieviel Kräftiges und Lebensvolles in jeder mystisch gearteten Bewegung verborgen ist. Und glücklich dürften wir sein in einem Gottesbewußtsein, wie es Meister Eckehart besessen hat, dieser Geistesriese und edle Mensch, der den Ausspruch wagen durfte:

Ich habe eine Kraft in meiner Seele, die für Gott durch und durch empfänglich ist. Ich bin des so gewiß, wie ich lebe, daß nichts mir so nahe ist wie Gott: Gott ist mir näher, als ich mir selber bin. Mein Dasein hängt daran, daß Gott mir nahe und gegenwärtig ist.

Eine Landschaft ohne Luft und Wasser ist sehr günstig für alle Beobachtung. Das zeigen die Gebirge des Mondes, die nie durch Atmosphäre oder durch Wolken getrübt erscheinen. Aber Leben kann sich in einer solchen Welt nicht entfalten. So bedarf auch unser geistiges Leben allezeit der Atmosphäre, die, obwohl nicht faßbar und sich gestaltend, doch unabweisbar ist. In der Mystik ist diese Atmosphäre am dichtesten, und daher manchmal ungesund. Aber überhaupt auf diese Atmosphäre verzichten wollen, heißt, das geistig Lebendige und Göttliche, ja Gott selbst aus dem gegenwärtigen Leben verbannen. Und wie wir im Neuen Testament zwar nicht eine entwickelte Mystik, aber doch diesen warmen Hauch verspüren, der uns aus aller Mystik entgegenströmt, so erfahren wir es noch heute, daß wir „in ihm leben, weben und sind."

Walther Hoffmann

Aus Luthers Römerbriefkommentar

Ueber die Bedeutung dieser durch Johannes Ficker uns neu erschlossenen Erstlingsschrift Luthers hat Adolf Jülicher schon berichtet (vgl. Nr. 9). Luther hat als Wittenberger Professor für die Studenten seinen Kommentar ausgearbeitet; darum ist er in lateinischer Sprache geschrieben und mit manchem gelehrten Ballast belastet. Aber es sind Worte darunter, so tief religiös und von unvergänglicher Kraft, daß sie den zeitgeschichtlichen Rahmen sprengen und Ewigkeitswert gewinnen. Von

ihnen biete ich einige in Uebersetzung, sie werden sich selbst auslegen, hie und da ist in eckigen Klammern eine kurze Erläuterung beigefügt. Wer das lateinische Original einsehen will, findet am Schluß Band und Seite der Fickerschen Ausgabe angegeben. Luthers wunderbare Freiheit und Gebundenheit zugleich wird nirgends so greifbar deutlich als in diesem Kommentar, da er den Apostel auslegte, der sein Erlöser geworden war!

Walther Köhler

Die Summa dieses Briefes*) ist, zu zerstören, auszurotten und zu vernichten alle Weisheit und Gerechtigkeit des Fleisches, — wie groß sie nur immer sein kann in den Augen der Menschen, ja vor uns selbst, wie sehr sie auch aufrichtig und von Herzen geschehen mag, — und statt dessen zu begründen, festzustellen und zu erheben die Sünde, mag sie auch nicht vorhanden sein oder man nur glauben, daß sie da sei. (II, 1)

Wenn wir in unseren Augen uns gering achten, dann wird es leicht sein, um Anderer Urteile und Lob sich nicht zu kümmern. . . . . Denn Gott will uns nicht durch eigene, sondern durch fremde Gerechtigkeit und Weisheit selig machen, nicht durch eine Gerechtigkeit, die aus uns käme, sondern die anders woher über uns käme, nicht durch eine erdgeborene Gerechtigkeit, sondern durch eine himmlische. (II, 2)

Leichtsinn und Härte sind die beiden Hauptfehler, aus denen alle Fehler der hohen Geistlichkeit entstehen. Kein Wunder! Denn Leichtsinn kommt aus der Macht der bösen Lust, Härte aber aus der Macht des Zornes. Aus diesen beiden kommt alles Uebel, wie bekannt. Und darum ist es sehr gefährlich, ein Amt anzunehmen, solange diese beiden Bestien noch nicht tot sind; sie schaden um so mehr, je größere Gewalt zu schaden vorhanden ist. (II, 4)

Jeder Prälat in der Kirche sollte klaren Blickes scheiden zwischen sich und seinem Amte, sich selbst für den aller Geringsten achten, immer nach dem Wohle seiner Untergebenen streben, lieber vom Amte zurücktreten, wenn er sieht, daß er dem Wohl und Nutzen der Untergebenen nicht nachtrachtet oder ihm im Wege ist. (II, 4)

Wenn aber die heiligen Aemter etwas so Erhabenes sind, so ist es furchtbar und schlimmer als alle Gefahren in dieser und der künftigen Welt, ja, wahrhaftig die allergrößte Gefahr, ohne göttliche Berufung ein Amt anzutreten. (II, 6)

Der wahre Christ muß so völlig auf alles Eigene verzichten, so völlig von Allem entblößt sein, daß er in Ehre und Schmach immer weiß: mir erwiesene Ehre wird nicht mir, sondern Christus erwiesen, seine Gerechtigkeit und seine Gaben leuchten in mir; mir erwiesene Schmach wird mir und Christus erwiesen. (II, 2)

Man muß immer so demütig sein, wie wenn man noch nichts hätte, und Gottes bloße Barmherzigkeit erwarten, der uns für gerecht und weise ansieht, und zwar dann, wenn wir demütig sind. (II, 2)

Wer Macht, Weisheit, Vorzüge besitzt, habe sie, als hätte er nicht! Darum ist das Leben weltlicher Fürsten, der Juristen und derer, die sich durch Macht und Weisheit zu erhalten haben, so sehr gefährlich. (II, 13)

Das ganze Verhältnis ist umgekehrt: Torheit und Schwachheit vor der Welt ist Weisheit und Kraft vor Gott, Weisheit und Kraft vor der Welt ist Torheit und Schwachheit, ja Tod vor Gott. (II, 15)

Sich „des Evangeliums schämen" [Rm. 1, 16] ist Fehler und Faulheit des Geistlichen, widersprechen aber oder nicht hören ist Fehler und Torheit des Untergebenen; wenn nämlich der Prediger sich fürchtet vor der Macht, Gunst oder Menge seiner Hörer und die notwendige Wahrheit verschweigt, der Hörer aber, geärgert, die Schlichtheit und Demut des göttlichen Wortes verachtet. (II, 13)

Prediger des Evangeliums, so lehrt Paulus, müssen zuerst und hauptsächlich die Oberen und Führer im Volke anklagen, nicht mit eigenen, erdichteten Worten aus ihrem kranken und verwirrtem Gemüt, sondern mit Worten des Evangeliums, indem sie zeigen, wie und wo jene gegen das Evangelium handeln und fehlen. Aber die Schar solcher Arbeiter ist jetzt klein. (II, 17)

Das Evangelium ist eine unaussprechliche Gabe, keinem Reichtum, keiner Ehre, keinem Vergnügen vergleichbar. (II, 346)

„Evangelium" ist nicht das allein, was Matthäus, Markus, Lukas, Johannes geschrieben haben. Das wird genugsam klar aus dieser Stelle [Röm. 1, 1—4]. Denn Paulus sagt ausdrücklich, das Evangelium sei das Wort vom Sohne Gottes, der Fleisch wurde, litt und verherrlicht wurde. Das also ist „Evangelium Gottes", einerlei wer es schreibt oder lehrt, Matthäus oder Thomas, auch einerlei, mit welchen Worten oder in welcher Sprache es geschrieben wird. (II, 11 f.)

Niemandem erscheint die Predigt vom Kreuze so töricht wie den Philosophen und Fürsten, weil sie gänzlich ihnen und ihrem Empfinden widerspricht. (II, 16)

Niemand kann richtig über Gott empfinden, der nicht Gottes Geist in sich hat; ohne diesen spricht und urteilt er falsch, sei es über die Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit Gottes, sei es über sich selbst oder Andere. (II, 27)

*) Wer den Römerbrief kennt, wird merken, wie die hier wiedergegebenen Stellen dem Gedankengange des Briefes folgen. D H

Was aus Gott ist, muß in der Welt gekreuzigt werden; solange es nicht zum Kreuz geführt wird, darf man nicht annehmen, daß es aus Gott sei. (II, 34)

Wenn das Herz eines an Christum Glaubenden ihn tadelt, verklagt und gegen ihn zeugt, daß er Schlechtes getan habe, so wendet er sich alsbald zu Christus und spricht: „Der aber hat genug getan, der ist gerecht, der ist meine Verteidigung, der ist für mich gestorben, der hat seine Gerechtigkeit zur meinigen gemacht und meine Sünde zur seinigen. Hat er meine Sünde zur seinigen gemacht, so habe ich sie nicht mehr und bin frei. Hat er seine Gerechtigkeit zur meinen gemacht, so bin ich gerecht, in derselben Gerechtigkeit wie er. Meine Sünde aber kann ihn nicht vernichten, sie wird vielmehr vernichtet werden im unendlichen Abgrund seiner Gerechtigkeit." (II, 44)

Das ist die ganze Aufgabe des Apostels und seines Herrn, die Stolzen zu demütigen, sie zur Anerkennung dieser Tatsache zu bringen, sie zu lehren, daß sie der Gnade bedürfen, die Eigengerechtigkeit zu zerstören, damit sie gedemütigt nach Christus verlangen, sich als Sünder bekennen und so die Gnade erfassen und selig werden. (II, 46)

Nur der Gefangene wird frei, nur der Arme wird reich, nur der Schwache stark, nur der Demütige erhöht, nur was leer ist wird voll, nur das Nichts wird Etwas. (II, 58)

Wir müssen Sünder werden, Lügner, Toren, und alle unsere Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit und Tüchtigkeit muß vergehen. Das geschieht aber, wenn wir glauben, daß wir Sünder, Lügner etc. sind, und daß unsere Tüchtigkeit und Gerechtigkeit vor Gott ganz und gar nichts ist. Und so werden wir in uns, in unserem Inneren, so, wie wir außer uns d. h. vor Gott sind, auch wenn wir in unserem Inneren uns nicht so beurteilen, d. h. nicht glauben, daß wir so sind. Denn wie Gott allein wahrhaftig, gerecht und mächtig in sich selbst ist, so will er auch außerhalb seiner, d. h. in uns ein solcher sein, damit er verherrlicht werde. (II, 67)

Selbst wenn wir keine Sünde bei uns finden, müssen wir doch glauben, daß wir Sünder sind. (II, 69)

Es genügt nicht, sich mit dem Munde als Sünder, ungerecht, lügnerisch, unklug zu bekennen. Denn was wäre leichter, namentlich, wenn du Ruhe gefunden hast und außer Versuchung bist? Nein, wenn du dich mit dem Munde als Sünder bekannt hast, so mußt du auch fest im Herzen so über dich denken und bei allem Tun und Treiben dich als Sünder gerieren. Deshalb findet man auch so selten Jemand, der sich als Sünder erkennt und glaubt. (II, 69)

Rasch sind wir Alle bei der Hand zu sagen: ich bin ein erbärmlicher Sünder. Aber wirklich sich als Sünder zeigen und benehmen, will Niemand oder kaum Einer. (II, 70)

Wenn Beschimpfung, Schande, Plage, Unrecht, Schaden, Krankheit dich trifft und du sprechen möchtest: „Das habe ich nicht verdient, warum muß ichs leiden? Mir geschieht Unrecht, ich bin unschuldig!" — leugnest du dann nicht deine Sündhaftigkeit, widerstrebst Gott und stempelst dich selbst zum Lügner? Mit all jenem Leid will dich doch Gott als Sünder erweisen, denn er fügt dir zu, was Sündern eignet. Und er kann doch nicht irren noch lügen?! (II, 70)

Sprichst Du aber, wenn jenes Leid dich trifft: „Eia, so gehört sichs für mich, mir geschieht recht, ich gebs gerne zu, denn ich bin wirklich ein Sünder, ich habe vor Dir [Gott] gesündigt, wahrhaftiger und gerechter Gott, Lüge ist nicht in Dir, denn wie Du mich durch jenes Leid als Sünder zeigst, so ist es wirklich, ich bin ein Sünder" — siehe, das heißt sprechen: „Vor Dir habe ich gesündigt und übel getan vor Dir, auf daß Du Recht behaltest in Deinen Worten" [Ps. 51, 6]. (II, 70)

Die Furcht Gottes demütigt Alles, Demut aber macht fähig zum Empfang aller Güter. (II, 83)

Fortsetzung folgt

Schillers Schicksal in der evangelischen Kirche

Zur Begrüßung von Albert Ludwigs „Schiller und die deutsche Nachwelt"

Freude und Erhebung hat uns in den letzten Wochen Ludwigs Schillerbuch*) bereitet, das ein Zufall uns in die Hand spielen mußte, trotzdem es schon Monate lang erschienen ist. Wie sollen wir aber die Bedeutung des Buches von Ludwig unseren Lesern recht eindrucksvoll gestalten, sodaß sie nach dem Unbekannten greifen müssen? Sollen wir die Fülle historischer Einzelsammlung hervorheben, die uns ein prachtvoll belebtes Bild von Schillers wechselnder Beurteilung in allerhand Berufskreisen und Gesellschaftsklassen des neunzehnten Jahrhunderts bietet? Wir bewundern den Feinsinn des Schriftstellers, der auf alle wechselnden Kulturerscheinungen eingeht und es auch vermag, die dem Literarhistoriker ferner liegenden philosophischen

*) Albert Ludwig: Schiller und die deutsche Nachwelt. Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmann 1909. 679 S. 12, gebunden 14 Mk.

Zeiturteile deutlich zu erfassen und darzustellen. Auch könnten wir die höchst anziehende lebendige Sprache loben, ihr Pathos, das bei aller historischen Gerechtigkeit für eigenes Urteil und freudige Hoffnung auf ein Zukunftswirken Schillers den rechten Ausdruck findet. Wir wollen an dieser Stelle einseitiger verfahren, in der Zuversicht, daß unser Leserkreis dennoch um seines allgemeinen Wertes willen zu dem Buche greifen wird.

Ludwig kommt an vielen zerstreuten Stellen auf die Beurteilung Schillers durch die evangelische Kirche zu sprechen, und es ist begreiflich, daß sich unsere Aufmerksamkeit besonders auf diese quellenmäßigen Mitteilungen richtete. Wir versuchen daher im Folgenden, diese Bruchstücke aus ihrer Vereinzelung zu sammeln und in Wenigem zu ergänzen; vielleicht gewinnen wir aus diesem Ueberblick schließlich auch einen Ausblick auf die zukünftige Gestaltung des Verhältnisses zwischen unsrer Kirche und Schiller.

Was hatte die evangelische Kirche zu Schiller nach seinem Tode zu sagen? In der ersten Zeit durchaus nichts, trotzdem der religiöse Geist sich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts doch gewaltig geändert hatte gegenüber dem kirchlichen Rationalismus, den Schiller allein kannte und den er schweigend ablehnte. Die nüchterne Vernunftreligion des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts fand keinen Widerhall in seinem Herzen, und so richtete sich seiner Sehnsucht hoher Flug auf Ideale jenseits aller kirchlichen Formen und Gedanken. In die kühle Sprache philosophischen Denkens oder in das klassisch-symbolische Gewand poetischer Mythologie kleidete er das drängende Gefühlsleben, das seiner suchenden Seele entströmte. „Die Götter Griechenlands" lassen am stärksten diese antike Hülle über dem neuen Geistesgehalt hervortreten, und so wurde einer späteren Periode gerade dieses Gedicht zum umfassenden Ausdruck von Schillers Heidentum. Doch die damalige Frömmigkeit, die so selbstzufrieden Tugend und Glück in den Wagschalen des Glaubens auszugleichen wußte, war weit nachsichtiger; sie ließ den Genius unangefochten die eigne Bahn beschreiten und auf neue Weise den alten Versuch anstellen, wobei auf seine Gefahr hin die eine oder andere Schale sinken mochte.

Aber diese Lage verschob sich, als nach Schillers Tode durch Schleiermacher und in den Freiheitskriegen ein tieferes religiöses Empfinden im deutschen Volke platzgriff. Pietistische Strömungen gewannen stärkeren Einfluß auf die gebildete Welt und riefen in ihr eine ernste religiös-christliche Besinnung hervor, die die Romantik ins Katholisierende steigerte. Den edelsten protestantischen Ausdruck hat dieser Frömmigkeit ohne Zweifel Schleiermacher gegeben, in dessen Schriften man besonders empfindet, welch andere Richtung als Schiller das neue Gefühlsleben jetzt einschlug. So mehren sich auch die einzelnen Stimmen, denen der Dichter ein Apostat vom alten Glauben zu sein scheint, dessen Einfluß man besser meide. Doch ein Erbe aus früheren rationalistischen Tagen hielt die neue Kirchlichkeit zunächst weiter in Ehren: die Toleranz, sodaß in den ersten zwei Jahrzehnten nach Schillers Tode von irgend einer geschlossenen Stellungnahme der evangelischen Konfession gegen ihn nicht die Rede sein konnte. Es blieb vielmehr Jedem überlassen, die zarte Frage der Vereinigung von Schillers und religiös-kirchlichem Geiste für sich zu beantworten; auch manch hartes Anathema mag damals in der Stille gesprochen worden sein. Aber daß jene Zeit die Vergleichung beider Größen nicht allenthalben disharmonisch empfand, beweisen die Worte des feinsinnigen Perthes:

> Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut eines Menschen nicht ahnt, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben an das Christentum nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zumute ist, der sich ausstreckt nach dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes.

Doch der Kampfgeist religiös-konfessioneller Kreise in der evangelischen Kirche ruhte nicht lange. Hengstenbergs Evangelische Kirchenzeitung gab den nach Orthodoxie und Positivität sich sehnenden kirchlichen Kreisen einen bedeutenden Mittelpunkt, und in ihren Spalten wurde nun die Auseinandersetzung mit den profanen Kulturwerten und ihren Schöpfern in Angriff genommen, damit die Frommen fortan sicher die Schafe von den Böcken sondern könnten. Im Jahre 1830 bot sie ihren Lesern eine Besprechung des jüngst veröffentlichten Schiller-Goethe-Briefwechsels, in der sie an der Hand einer geschickten Zitatenzusammenstellung erhärtete, daß es nicht nur mit Beider Christentum sehr schlecht bestellt gewesen sei, sondern daß auch ihre egoistische Moral, die allein auf eigennützige Selbstverherrlichung abgezweckt habe, sie der Verehrung der Nation unwürdig erscheinen lasse. Durch solch einseitige parteipolitisch gefärbte Beurteilung der Dichter wurde natürlich die allgemeine unbefangene Einschätzung Schillers im geistigen Leben der Nation sofort gestört. Denn die liberale Partei, die in ihrem Führer Schiller sich selbst angegriffen fühlte, schwieg nicht, sondern suchte die Bedenken gegen sein Christentum, die sich auch in ihren eigenen Reihen regten, durch um so breitere Widerlegungen zu tilgen. Damals haben Gustav Schwab und Franz Horn auch die „flüchtigste, momentanste, der Umgebung sich anpassendste Aeußerung" des Dichters verwendet, um seine Einstimmigkeit mit der christlichen Religion darzulegen. Rührend kleinliche Unternehmen!

Doch die protestantische Kirche hatte für diese beredten Versuche kein Ohr. Durch die radikale Kritik David Friedrich Strauß' am religiösen Besitz und seine die Schillerbegeisterte Zeit sehr ansprechende Empfehlung der Genieverehrung äußerst ängstlich geworden, wußte sie keinen anderen Rat als möglichste Ablehnung von Allem, was nicht konfessionellen Geist atmete. Damals wurde die Religion der Klassiker ein in der gebildeten Welt eifrig besprochener Gegenstand, dessen Beurteilung auch gelegentlich in weitester Oeffentlichkeit ihre Kreise zog. Die offizielle Teilnahme der Geistlichkeit an Schillerfesten wurde lebhaft in Frage gestellt, und der Protest der Stuttgarter Pfarrer gegen das Glockengeläut bei der Enthüllung des Schillerdenkmals im Jahre 1839 führte zu heftigen parteiischen Auseinandersetzungen. Den Kampf der Kirche gegen den Schillerkult erwiderten die Gegner mit dem Entscheidung fordernden Distichon:

> Entweder Schillers Freund und ein Freund der Kritik und der Freiheit,
> Oder des Fortschritts Feind, aber auch Schillers zugleich!

und die Eiferer auf beiden Seiten sorgten nun, den Gegensatz, der sich an Schillers Geist anknüpfte, möglichst dauernd zu gestalten. Schiller und Kirche galten als unvereinbar.

Allein es gab in Deutschland schon zu Viele, die sich als Protestanten und als Gebildete zugleich empfanden und diese Scheidewand zwischen Literatur und Christentum für unerträglich hielten. Ihr liberales Herz begeisterte sich an Schillers Versen ebenso, wie es sich an den Idealen des Christentums erbaute; und sie wollten ihre ästhetische Freude und Erhebung nicht vor dem Glauben zu verbergen brauchen. So entstand Rudolf Binders Buch „Schiller im Verhältnis zum Christentum", in dem gezeigt werden sollte, daß des Dichters philosophische Weltanschauung sich im Laufe seines Lebens immer mehr zu christlichen Gedanken in Beziehung gesetzt hätte und er sich zuletzt auch der Bedeutung und des Wertes des Christentums voll bewußt gewesen wäre. Dieser ernste Versuch die tatsächliche Verknüpfung Schillerscher und christlicher Gedanken aufzuweisen, bleibt bedeutsam; nur ist es bedauerlich, daß die zeitgeschichtliche Lage um 1840 der Schrift die Form einer christlichen Apologie gab, deren Schiller nicht bedurfte.

Aber dazu zwang die gegnerische eng kirchliche Literaturauffassung, die trotz allen liberalen Protestes sich in dieser Zeit immer größere Anerkennung gewann. Die bedeutenderen Köpfe, die damals von kirchlichem Standpunkt aus gegen die Weltanschauung der Klassiker sprachen, waren allerdings auf katholischer Seite: Joseph Görres und Joseph Freiherr von Eichendorff. Für die evangelische Kirche wirkte im ähnlichen Sinn der Professor Heinrich Gelzer an der Berliner Universität, der die „neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten" mit dem Protestantismus auseinandersetzen wollte. Dabei kam er zu dem Endurteil, daß Schiller in dem richtigen Suchen nach Lebensinhalt doch durchaus Abwege gegangen sei, da seine Fragen sich in der christlichen

Weltanschauung längst beantwortet fänden. Solch energisch-kirchliche Beurteilung unseres Dichters wurde um 1845 den Berliner Bildungsdurstigen geboten; doch fanden die wenig ansprechend formulierten Gedanken des Gelehrten wohl nur in streng konfessionellen Kreisen größeren Widerhall. Ueberhaupt war dieser ganze Gegensatz und seine Verfolgung nur der obersten Schicht der Bildung bemerklich; die Menge der Literaturfreunde, mochte sie auch pietistisch in christlichen Dingen denken, hielt ihren Schiller für ohne weiteres mit evangelischer Frömmigkeit vereinbar.

Einen viel bedeutenderen Einfluß auf die allgemeine kirchliche Einschätzung erhielt nun dasjenige Buch, das überhaupt die meistgelesene Literaturbeurteilung in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bot, die Vorträge des kurhessischen Theologen und Germanisten August Vilmar. Sie waren anziehend nicht nur durch die lebendige Darstellung, sondern durch die kräftige Persönlichkeit des Verfassers, der mit seinem Urteil über zeitgenössische Geistesbewegungen nicht zurückhielt. Auch ist seine Schätzung der deutschen Klassik nicht einseitig kirchlich; viel schärfer als den religiösen Gehalt kritisiert er den ästhetischen Wert von Schillers Schöpfungen, darin in Gervinus' Spuren wandelnd. Aber er versäumt doch nicht, Schiller und Goethe trotz Anerkennung ihres edlen Wahrheitsstrebens an auffallender Stelle als solche zu bezeichnen, „die es menschlich dachten, übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat." Und bei der massenhaften Verbreitung des Buches bis in die oberen Klassen der Gymnasien hinein genügte auch solch einzelne tendenziös-kirchliche Beurteilung, um eine falsche engherzige Auffassung Schillers in der allgemeinen Bildung festzulegen.

Indessen wurde es auch der Schule schwer, eine einseitig kirchliche ablehnende Haltung zu Schiller einzunehmen. Denn seit Anfang der fünfziger Jahre begann man des Dichters Werke der heranwachsenden Jugend von Amtswegen in die Hand zu geben. Dabei mußte den Schülern irgendwelche Vermittlung von Schillers Geist mit dem kirchlichen Christentum geboten werden. Und ob in diesen Fällen des Dichters Gedanken mehr orthodox oder liberal gefärbt wurden, war im Grunde gleichgültig. Wenn nur allenthalben bei Lehrern und Schülern der Wunsch mitsprach, an dem Genius möglichst reichlich Teil zu haben. Der Wetteifer der Parteien um des Dichters Besitz hatte denn doch endlich das schöne Ziel, ihn zum Allgemeingut des Volkes zu machen.

So weitet sich allmählich der Bezirk eng protestantischer Kirchlichkeit und läßt Schillers Bildungsgeist auch in seinem Kreise Einfluß gewinnen. Die Zeitstimmung verlangte dies aber gebieterisch, wenn anders die Kirche sich dem Leben des Volkes nicht ganz entfremden wollte. Denn es kamen die Schillerfeste, bei denen die Nation all ihr Wünschen und Sehnen im Lobpreis „ihres" Dichters ausströmte. Besonders die Säkularfeier 1859 bedeutete da die endgültige Beseitigung aller erheblichen kirchlichen Bedenken. Der härteste Widerstand, dem Schiller bei seinem Eindringen in Herz und Sinn begegnete, war ja stets der Zweifel der Gläubigen an seiner Christlichkeit gewesen. Wo aber dieser Ton in den Schillerreden jenes Jahres angeschlagen wurde, galt er nur dem Beweise, daß auch der frömmste Christ ohne Bedenken sich des Dichters erfreuen könne. Die protestantische Geistlichkeit war vielerorts redend und mitfeiernd bei den Festen anwesend, und Gerok war nicht der einzige Pfarrer, der von der Kanzel herab dem Herrn dankte für Alles, was Schiller dem deutschen Volke gewesen und geworden sei. Es will nichts besagen, daß manche Orthodoxe auch in jenen Tagen abseits standen, aus Groll weniger gegen Schiller als gegen die übertriebene Verkündigung seines Lobes. Tatsächlich hatte die Zentenarfeier die Akten des Prozesses zwischen Schiller und dem Christentum geschlossen; vereinzelte Ankläger und Verteidiger verstummten bald völlig; der öffentliche Frieden wurde anerkannt. Auch das stille Mißtrauen der Frommen gegen Schiller wurde in den Folgejahren mehr und mehr zerstreut. Für die evangelische Theologie hat Paul Kleinert in Berlin 1867 „Schillers religiöse Bedeutung" abschließend beurteilt und ihn als einen Erzieher zur Religion gewürdigt. Danach hatte die Literaturgeschichte auch eines so konservativen Mannes wie Robert Königs über Schillers Christlichkeit nichts mehr anzumerken.

Die auf 1870 folgenden Jahrzehnte brachten eine völlige Verschiebung der nationalen und literarischen Beurteilung Schillers. Der Dichter trat hinter effektvollen realistischen Neuerscheinungen völlig in den Schatten, und die protestantische Theologie und Kirche hatte weder Gelegenheit noch Lust, dem Vielgeschmähten beizuspringen. Sie rang ja selbst in schwerem, innerem und äußerem Kampf um Leben und Neugestaltung. Immerhin kann behauptet werden, daß in den damaligen theologischen und kirchlichen Kreisen die Stimmung und das Verständnis für Schiller arg abgekühlt waren. Sie gingen mit dem Zeitgeist, der Goethe emportrug: noch immer hatte Deutschland es nicht gelernt, seine Dioskuren gleichermaßen zu kennen und zu lieben. Auch die junge innerliche Richtung der protestantischen Theologie, Ritschl und seine Schule, fand keine persönliche Berührung mit Schiller und seinem Geistesleben. Nicht als ob sie Schillers Wert nicht gekannt und geschätzt hätte auf dem Boden der profanen Bildung. Aber für die Religionsauffassung Ritschls hatte des Dichters Geistesleben durchaus keine Beziehung zum evangelischen Glauben, und man belächelte die Versuche, seinen Gedanken Frömmigkeitsgehalt abzulauschen.

Das Zentenarjahr von Schillers Tode brach endlich das Eis. Die seit Ausgang der neunziger Jahre wiedereinsetzende Beachtung Schillers trug die ersten trefflichen Früchte, und auch die Theologie und Kirche brachte neue Gaben dar. Sell beschrieb „Die Religion unserer Klassiker" und Burggraf konnte es wagen, in einem Zyklus von Predigten die Gedankenwelt Schillers auf der Kanzel zu vertreten.*) Der Festtag selbst sah herzliche Aufsätze in zahlreichen kirchlichen Blättern, die ohne Unterschied ihrer Partei sich zu Schiller bekannten in der richtigen Einsicht, daß des Dichters religiöse Bedeutung über alle konfessionellen Gegensätze erhaben sei.

Aber damit, daß Schiller allgemein ein Führer zur Religion genannt wird, ist noch nicht gesagt, daß er es wirklich ist. Tatsächlich spielt Schiller im religiösen Bewußtsein unserer Zeit kaum eine Rolle, noch weniger wie Goethe. Doch liegt auch garnichts daran, irgend eine enge kirchlich-religiöse Bedeutung Schillers herauszustellen, sondern weit wichtiger wäre, wenn die Verflochtenheit von Schillers Gedankenwelt mit dem gesamten ethischen und religiösen Geistesbesitz der Gegenwart voll erkannt und empfunden würde. Die Einheit von Schillers Weltanschauung ist in ihren tiefen Grundzügen vielleicht noch immer das Umfassendste und Stärkste, was deutschem Denken und Gemüt geboten worden ist, und es bleibt die Frage, ob eine Zeit, die das Geisteswesen dieses Großen sich wieder zum Erlebnis zu gestalten wüßte, nicht bei ihm die klarsten Ansätze und Richtlinien fände zur Verschmelzung von Religion und Geisteskultur, zur Gewinnung einer geschlossenen Lebensauffassung für unser Volk.

Der Fortschritt der deutschen Entwicklung in der Neuzeit haftet im Wesentlichen an drei Namen: Luther, Schiller, Bismarck.**) Fassen wir die Persönlichkeiten, die hinter diesen Namen stehen, ins Auge, so entdecken wir in ihnen eine Geisteseinheit, die uns ganz wunderbar berührt. Neubeseelung gab Luther seinem Volk in der Religion, Einigung schuf Schiller der Nation in der Weltanschauung, Festigkeit nach innen und außen gründete Bismarck im deutschen Reich. Und beim Rückblick erscheinen diese drei Werke des Geistes und der Kraft durchflutet von dem gleichen Leben; mit geschichtlicher Notwendigkeit kettet sich eines in das andere und gibt der Entwicklung unsres ganzen geistig-nationalen Daseins eine Zukunftsbewegung, die wie ein unwiderstehlicher übermächtiger Zwang erscheint. Wollen wir etwa dieses Wunderwerk unserer Geistesgeschichte uns selbst zu nichte machen, indem wir Einen aus der Trias zu streichen

*) Soeben in zweiter vermehrter Auflage erschienen: Gießen Töpelmann, 4 gebunden 5 Mark.

**) In diese Linie gehört Goethe nicht; seine Bedeutung in unserm Leben ist durchaus andersartig und liegt in der Richtung, die Bonus in seinem letzten Literaturbrief gezeigt hat. Viel eher müßte für unsere Betrachtung mit Schiller zusammen Kant genannt werden.

suchen? Sollte Schiller uns im Ernst überwunden und überflüssig sein? Wenn wir aber treu zu dem Dreigestirn uns halten, das über der Zukunft unsres Deutschland leuchtet, dann dürfen wir auch diese Geistesheroen nicht mehr getrennt behandeln, sondern müssen ihre Verbundenheit erkennen in ihren Werken. Dann hat Schiller Anteil an der Neubeseelung deutscher Frömmigkeit ebenso wie an der Reichsgründung, und unsere Aufgabe ist es, uns in der Verbindung dieser großen Gedanken immer wieder die Einheit deutscher Geisteskultur und ihre Ideale zu vergegenwärtigen. Diesem Verständnis wird sich Religion und Kirche wohl auch nicht länger entziehen wollen, und wir hoffen, daß die Kirche Luthers, die dem Volk und Reich Bismarcks dienen und ihm dauernden inneren Halt geben will, bald für alle Zukunft erkenne, welch unvergängliche Bedeutung der Nachwirkung Schillers in unserem deutschen Glauben zukommt.

Karl Bornhausen

Aus den Bergwerken

Die Bergwerksbetriebe unterstehen dem öffentlichen Interesse in höherem Grad als andere Industrien. Es handelt sich hier um das Brot der gesamten Industrie; denn ohne Kohle kann sie nicht leben. Es handelt sich zugleich um eine der größten Ansammlungen von Kapitalien und Arbeitskräften. So liegt hier nicht nur eine technisch-industrielle Macht von gewaltigster Schwere, sondern zugleich ein für das gesamte politische Leben hochbedeutsamer Entwicklungspunkt. Nicht nur daß die Streiks in Bergwerksbezirken bei diesen großen Menschenansammlungen einen andern Charakter zeigen, als wenn da oder dort einige Tausend Arbeiter feiern. Vielmehr wird die Politik des sozialen Fortschritts durch Entscheidungen in diesen großen Unternehmerkreisen wesentlich beeinflußt. Aus diesen sozialethischen Erwägungen, nicht aus parteiagitatorischen Gründen sehen wir uns genötigt, die Aufmerksamkeit auf folgende Vorgänge zu lenken.

Der große Kreis des Bergwerkverbands hat einen Beschluß von außerordentlicher Tragweite gefaßt: vom 1. Januar 1910 an soll ein einheitlicher Arbeitsnachweis für sämtliche Bergarbeiter durch den Verband selbst eingeführt werden. Kein Arbeiter soll künftig angenommen werden, der sich nicht bei diesem Arbeitsnachweis meldet. Also ein Zwangsarbeitsnachweis. Von einer Zeche kann ein Arbeiter auch auf eine andere Zeche kommen nur durch diesen selben Arbeitsnachweis. Also ein Einheitsarbeitsnachweis. Somit bedeutet diese Maßregel die vollständige Monopolisierung des Arbeitsnachweises in den Händen des Zechenverbands. Die Einführung dieser Neuordnung kostet den Verband wohl mehr als eine halbe Million. Trotzdem wird sie mit Eifer betrieben. Es liegt also offenbar dem Verband sehr viel an dieser Neuordnung. Er rechnet mit ihr als einer fertigen Tatsache.

Wir sehen bis heute nicht deutlich, welche allgemeinen politischen Erwägungen den Verband veranlaßt haben, gerade jetzt mit dieser Maßregel vor die Oeffentlichkeit zu treten. Daß er damit keinen Frieden sät, muß er sich von vornherein klar gemacht haben. Das System der schwarzen Listen hat schon viel böses Blut gemacht. Diese neue Maßregel wird in weiten Kreisen der Bergarbeiterschaft als unmittelbare Herausforderung empfunden. Dabei ist die wirtschaftliche Konjunktur wieder leise im Ansteigen. Es kann da keinem wirtschaftlich ernst Verantwortlichen einfallen, sie durch eine unvorhergesehene Maßregel gefährden zu wollen. Das bedeutete ein Zurückwerfen der gesamten nationalen Wirtschaft auf Monate hinaus. Trotzdem kommt gerade jetzt dieser Plan des Zechenverbandes. Es ist ihm schon vorher gelungen, kraft seiner schwarzen Listen das beliebige Wechseln des Arbeitsplatzes außerordentlich einzuschränken. Eine Einschüchterung in hohem Grade ist tatsächlich erfolgt. Warum gibt man sich damit nicht zufrieden? Wir stehen vor einem Rätsel und können nicht begreifen, warum in unser eben etwas aufatmendes wirtschaftliches Leben und in unsere großen politischen Sorgen plötzlich ein so stark erregendes Moment hineingeworfen wird. Vermutungen darüber zu äußern, kann später sich Gelegenheit geben.

Wir sind die Letzten, die die Eigenart der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie verkennen. Wir stellen hier ausdrücklich fest, daß das Kohlensyndikat als Gesamterscheinung, nicht in seinen einzelnen Handlungen und einzelnen Entschließungen, aber in seiner gesamten Wirksamkeit im Ganzen einen großen wirtschaftlichen Fortschritt bedeutet, wie das gelegentlich auch der Arbeiterführer Hué anerkannt hat. Ferner muß anerkannt werden, daß die Arbeiterschaft innerhalb der privaten Betriebe Rheinlands-Westfalens sich pekuniär besser stellt, als innerhalb der fiskalischen Betriebe an der Saar, und daß gerade auch in diesen staatlichen Betrieben die Disziplin nicht nur als Arbeitsdisziplin innerhalb des Betriebs selbst, sondern als ein Recht zu gewisser Beaufsichtigung des politischen und konfessionellen Charakters der Arbeiterschaft aufgefaßt wird. Um nicht mißverstanden zu werden fügen wir dem hinzu, daß wir mit den Christlich-sozialen Kreisen nichts zu tun haben, soweit diese in Arbeitervereinigungen für ihre politischen Zwecke arbeiten wollen. Endlich weiß auch mancher Laie zu wenig von dem verwickelten Betriebe des Bergwerks selbst, um über diese Dinge einwandfreie Urteile abgeben zu können, wenn sie noch so sehr vom sozial empfindenden Gemüt eingegeben sind. Denn einmal stellt der Posten der Arbeitslöhne in keiner der übrigen Industrieen einen solch starken Bruchteil der Gesamtkosten dar, und andererseits ist die Berechnung des Gedinges eine wirklich schwierige Sache, gerade wenn man von der Idee der Gerechtigkeit ausgeht. Dazu kommt, daß der starke Belegschaftswechsel oft dem wirtschaftlichen Interesse widerstreitet. Noch mehr andere Gesichtspunkte ließen sich hier nennen; es sei an diesen genug, um zu zeigen, daß wir ehrlich versuchen, in unparteiischer Gerechtigkeit diese wirtschaftlichen Fragen zu untersuchen.

Gerade vom Boden dieser unparteiischen Gerechtigkeit aus sehen wir aber in dieser neusten Maßregel des Zechenverbands einen außerordentlich verhängnisvollen Schritt. Die Sozialdemokratie des rheinisch-westfälischen Industriebezirks trägt sehr scharfe Züge in ihrem Gesicht. Sie werden aber erklärlich aus der Tatsache, daß gerade im Widerspruch mit der Art, wie im Bund der Industriellen und weithin von vielen einzelnen großen und kleinen Industriellen Deutschlands die Arbeiterschaft als berechtigtes Glied des industriellen Organismus anerkannt wird, vom Zechenverband die Arbeiterschaft stets gerade als korporativ vertretene von jeder Verhandlung abgewiesen worden ist. Wir fürchten von dieser neuen Haltung des Zechenverbands eine ungeahnte Verschärfung der gesamten politischen Lage, wie sie sich bei den kommenden Reichstagswahlen recht erschreckend gestalten wird. Abgesehen davon muß man sich die Verhältnisse innerhalb der neuzuschaffenden Ordnung selbst klar machen. Mit vieler Sorgfalt und starken Kosten haben die Kommunen und der Staat in Westfalen einen vorzüglich arbeitenden Arbeitsnachweis geschaffen. Von allen Seiten hat man allmählich in immer steigendem Maß anerkannt, daß diese Arbeitsnachweise nicht nur technisch gut arbeiten, sondern auch politisch unparteiisch vorgehen und dadurch das Beste zu einer sozialen Ausgleichung harter Gegensätze beitragen. Für diesen gesamten kommunalen und staatlichen Apparat bedeutet die Einführung des selbständigen Arbeitsnachweises von Seiten des Zentralverbandes eine schallende Ohrfeige. Wenn wir überhaupt hier nach dem Recht auf Monopolisierung fragen, dann müssen wir, die wir grundsätzlich auf die Seite des Staates gehören, ganz unzweifelhaft sagen: Wenn Monopol, dann kein Privatmonopol, sondern Staatsmonopol. Aber es handelt sich ja zunächst nicht um diese scharfe Alternative. Vielmehr hat der Staat selbst dadurch, daß er selbst wenig kaufmänisch handelt und keine freiheitlichen Grundsätze in seiner Verwaltung beliebt, sich leider viele Sympathieen verscherzt, die ihm grundsätzlich immer entgegengebracht werden sollen, und vielleicht hilft die künftige staatsbürgerliche Erziehung dazu, daß auch die Behörden von dem großen Geist wachsender Staatsidee erfüllt, statt an dem ängstlichen Gedanken nur verwaltender Herrschaft geistig entleert werden. Im Augenblick handelt es sich freilich darum, ob der Staat es um seiner eigenen Würde hinnehmen kann, daß eine mächtige private Industrie seine eigenen Einrichtungen nicht nur matt setzt, sondern noch mehr seine Gesetze teilweise illusorisch

macht. Denn zwei schwerwiegende Gefahren liegen in dieser Neueinrichtung. Nach § 3 dürfen künftig Werkbesitzer eigenmächtig keinen deutschen Arbeiter mehr annehmen, wenn letzterer persönlich um Arbeit nachfragt, sondern müssen ihn erst an den Arbeitsnachweis verweisen, während sie andererseits ebenfalls nach § 3 ausländische Arbeiter jederzeit einstellen können. In weiten Arbeitskreisen empfindet man diese ungleiche Behandlung deutscher und ausländischer Arbeit mit Recht als unnational. Die Nation kann und muß verlangen, daß, wenn eine Bevorzugung stattfinden soll, sie den Söhnen ihres eigenen Landes zu gute kommt. Von dem deutschen Arbeiter werden ordnungsmäßige Papiere verlangt, dann wird er vom Arbeitsnachweis angenommen, falls Arbeitsgelegenheit vorhanden ist; von dem fremden Arbeiter wird nur „möglichst“ eine Legitimation gefordert (§ 5). Zudem braucht der Bergwerksbesitzer den Arbeiter auch dann noch nicht anzunehmen, wenn er ihm vom Arbeitsnachweis zugeführt wird (§ 7). Es wird dem Arbeiter vom Nachweis aus nicht garantiert, daß er die Stelle erhält, so daß „unerwünschte Elemente“ immer ferngehalten werden können, und zwar nicht nur an einem oder einigen Orten, sondern für den gesamten Bezirk des rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Hier setzt die zweite große Gefahr ein: ein solch zentralisierter Privatarbeitsnachweis bedeutet tatsächlich die Einschränkung der gesetzlich verkürzten Freizügigkeit bis zu deren vollständigen Aufhebung. Den einzelnen Arbeiter hier noch auf sein Recht aufmerksam zu machen, daß er ja immer Kontrakte abzuschließen die Freiheit habe, heißt diese Freiheit verhöhnen: er muß ja Kontrakte abschließen, weil er sonst nicht leben kann. Gerade wenn die rechtliche Vertragsfreiheit unter diesen Verhältnissen noch einen Sinn haben will, so muß der Staat seinerseits diese rechtliche Vertragsfreiheit davor schützen, daß sie nicht zu einer öffentlichen Unwahrheit herabsinkt. Es handelt sich doch schließlich hier um verfassungsmäßig garantierte staatsbürgerliche Rechte. Die Maßregel des Zechenverbandes bedeutet im Letzten die vollständig sozialistische Idee des zentralisierten Arbeitszwangs, nur daß es hier nicht der sozialistische Staat, sondern eine Gruppe privater Bergwerkbesitzer ist, welche diesen Einschnitt in die Lebensverhältnisse von Hunderttausenden versuchen. Wir würden an sich davor gar nicht zurückschrecken, obgleich eine seltene Ironie der Geschichte darin liegt, daß hier der Kapitalismus selbst sozialistische Folgerungen zieht. Allein wir erblicken eine unheimliche Gefahr in der Tatsache, daß einer verhältnismäßig kleinen, ja immer kleiner werdenden Gruppe privater Unternehmer eine solche Riesenentscheidung in die Hände gelegt wird, ohne daß sie sich dabei irgendwie durch die öffentliche Kontrolle beeinträchtigt sieht. Unerwünschte Arbeiter kann man also auf diesem Weg ohne jedes Aufsehen innerhalb des gesamten rheinisch-westfälischen Kohlengebiets unschädlich und damit brotlos machen. Man denke sich dieses Verfahren nur etwas ausgedehnt hinüber nach dem Stahlwerkverband, nach den Schiffahrtsgesellschaften, man stelle sich einige solche Koalitionen vor, die ganz von selbst kommen werden, so ist es künftig einem Arbeiter, der sich mißliebig gemacht hat, nicht mehr möglich, auf den weitesten Gebieten des Erwerbs zu seiner Hände Beschäftigung zu kommen. Werden diese Einrichtungen perfekt, so können Staat und Kommune machen, was sie wollen: ihre Arbeiterämter haben keinen Wert mehr, und voraussichtlich werden nun der Staat mit der wachsenden nationalen Frage fremdländischer Arbeiter in deutschem Gebiet, die Kommune und der Kreis mit steigender Inanspruchnahme für Armenfürsorge und Gefangenenpflege zu tun bekommen.

Die Stellung zum Arbeitsvertrag ist heute für unser gesamtes politisches und soziales Handeln von ausschlaggebender Bedeutung. Wir bekämpfen jede Ausnutzung des Arbeitsvertrags, welche die Arbeiter mehr bindet als zur wirtschaftlichen Produktion notwendig ist. Wer durch den Arbeitsvertrag Knechte auf den Gütern oder Arbeiter in der Fabrik zu andern Dingen zwingen will, als zu der Arbeitsleistung, vergeht sich gegen den Sinn des Arbeitsvertrags. Diese Herrschaft durch den Arbeitsnachweis zu erreichen, ist der offensichtliche Zweck des Zechenverbands. Man sagt das nicht, aber man will das. Und im Mansfeldschen wird es jetzt eben gegenüber bisher königstreuen Bergarbeitern offen erklärt: Wollt ihr Arbeit, so verlangen wir Austritt aus der Organisation, — aus derselben Organisation, zu der der Staat ausdrücklich dem Arbeiter das Koalitionsrecht in die Hand gegeben hat! Solche Widersprüche sind auf die Dauer unerträglich. Wie wir diesen patriarchalisch-konservativen Mißbrauch des Arbeitsvertrags bekämpfen, ebenso auch die sozialdemokratisch-marxistische Theorie, wonach überhaupt kein Arbeitsvertrag bestehen, sondern ein anderes System der Güterverteilung und Gütererwerbung Platz greifen soll. Wir stehen auf dem Boden der gesetzlich garantierten Gewerbeordnung. Diese ist aufgebaut auf dem Grundsatz der Freizügigkeit und der vollen persönlichen Freiheit des Einzelnen in allen Dingen, die nichts mit dem Arbeitsvertrag zu tun haben. Diese Güter hat der Staat zu schützen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß die Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu keiner Erschütterung des gesamten nationalen Markts führen dürfen, sobald es sich um Rechtsfragen und nicht um Machtfragen handelt. Möge diese Rechtsfrage nicht zu einer Machtfrage sich auswachsen, indem die Macht des Staates als eines sozialen Erziehers zur rechten Zeit und mit glücklichem Erfolg sich geltend mache. Denn schließlich steht hier nichts Anderes auf dem Spiel, als die Vormacht des Staates im nationalen Interesse.

Traub

Epilog zur Calvinfeier in Genf

Die Distanz von jenen in der Fülle ihrer Eindrücke fast verwirrenden Festtagen zwingt heute den Berichterstatter, von allem Detail eines Festberichts abzusehen und sich auf das Wesentliche zu beschränken, das als bleibender Ertrag für die Genfer Kirche und vielleicht den Protestantismus überhaupt in Betracht kommt. Diese Feier ging doch so sehr über den Rahmen eines lokalen Ereignisses hinaus, daß sich ein kurzer Rückblick in dieser Zeitschrift rechtfertigt, auch wenn ein flüchtiges Interesse schon längst davon zur Tagesordnung übergegangen ist.

Die Calvinfeier in Genf war zunächst eine Manifestation des gesamten Calvinismus. Seine internationale, die verschiedensten Völker und Rassen erreichende geschichtliche Wirkung kam in diesen Tagen machtvoll zum Ausdruck. Die nachhaltige, in die Ferne zündende Kraft eines starken Geistes war wie ein Fluidum unter uns zu spüren, als in jener Eröffnungssitzung ein Volk, eine Kirche nach der andern durch ihre Vertreter sagen ließ, was Calvin für sie gewesen sei, wie der Geist, der von dem kleinen Genf ausging, tief in die Geschichte ihres Landes und in die Bildung ihres nationalen Charakters eingegriffen habe. So führten die Holländer geradezu die Schaffung ihrer Nationalität auf jenen Einfluß zurück. Den anglosaxonischen Vertretern war es bewußt, daß sie Calvin nicht nur die Reformation verdanken, sondern jene ethische Energie, die in der Eroberung der Welt und ihrer Nutzbarmachung so staunenswerte Erfolge aufzuweisen hat. Die Deutschen würdigten es, daß zu einer Zeit, da nach Luthers Tode die reformatorische Bewegung in Gefahr war, unterdrückt zu werden, Calvin der Retter des Protestantismus geworden ist. Der französische Protestantismus weiß, daß er ihm seine Erhaltung schuldet. Besonders feurig in ihrem Dank waren die Ungarn, die über hundert Mann stark erschienen waren, mit ihrem Bischof Antal an der Spitze. Sie brachten mit ihren besondern Gottesdiensten und Versammlungen, ihren schönen Liedern, teilweise aus der Märtyrerzeit ihrer Kirche, ein ganz eigenartiges Element in die Feier. Die Reformation als volkserziehende lebendige Macht habe ich und viele Andere noch nie so gegenwärtig, so bewußt empfunden. Wohltuend war bei allen diesen Aeußerungen die Abwesenheit der Phrase, die echt calvinische Strenge und Nüchternheit, die bei allem Dank es freimütig sagen durfte, was wir an Calvin beklagen und was uns von ihm trennt. Für die calvinische Welt bedeutet die Feier unbedingt einen engeren Zusammenschluß und innigere Fühlung, die sich sicher in Zukunft bemerkbar machen wird. Die ungarische Kirche, von der man so wenig wußte, ist in ihrem Leben und ihrer Eigenart für einen großen Teil der hier versammelten Vertreter des

Calvinismus recht eigentlich erst entdeckt worden. Das kleine Genf hat so für die calvinischen Kirchen als Sammelpunkt ihrer gemeinsamen Interessen, als zentraler Berührungspunkt eine neue Bedeutung gewonnen.

Was sich sodann in der literarischen Produktion der letzten Jahre bereits stark bemerkbar gemacht hatte, nämlich das neue Verständnis, das unsere Zeit, und nicht etwa nur die Theologie, für Calvin und sein Ideal gewonnen hat, zog sich in höchst eindrucksvoller Weise auch durch die meisten Kundgebungen dieser Tage hindurch. Und zwar war es nicht die billige Jubiläumserkenntnis, die sich gewöhnlich so leicht einstellt an den Gedenktagen großer Männer. Sondern ein Verständnis, das sich ergab aus neuen und eindringenden Studien — Genf wird es nicht vergessen, daß die deutsche Theologie hier einen Hauptanteil hat — und aus der unmittelbar unserer Zeitbewegung entstammenden Einsicht, wie sehr die sozialen Grundgedanken Calvins einem Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommen. Diese neue Würdigung Calvins beschränkte sich nicht etwa nur auf die theologischen Aeußerungen der kirchlichen Redner. Auch an der unmittelbar sich anschließenden Universitätsfeier wurde die in die Gegenwart hineinragende Bedeutung Calvins verschiedentlich anerkannt. Sogar seine Prädestinationslehre wurde von einem Redner, einem Botaniker, als höchst scharfsinnige Beobachtung und Beurteilung der Wirklichkeit gewürdigt, die in der modernen Determinations- und Selektionslehre eine Bestätigung und Wiederaufnahme erfahren habe.*)

Aber die Feier war mehr als nur eine Kundgebung des Calvinismus. Fast der gesamte Protestantismus war vertreten. Was wir sonst gegenüber der imposanten Uniformität der katholischen Kirche manchmal als einen Vorzug und manchmal als Schaden empfinden, die Verschiedenartigkeit und Zersplitterung des Protestantismus, verschwand in diesen Tagen ganz hinter dem Eindruck einer großen geistigen Einheit. Ein durchschlagendes Gefühl der Annäherung nicht nur der einzelnen calvinischen, sondern der gesamten protestantischen Konfessionskirchen beherrschte die Tagungen. Ein Franzose sprach geradezu von einer vision d'une union grandissante. Erinnerungen an alte ökumenische Konzile tauchten auf, aber auch an den Tag von Marburg 1529, der es nicht zu einer Verständigung und gegenseitigen Anerkennung zwischen Lutheranern und Reformierten kommen ließ. Hüben und drüben streckte man sich die Bruderhand entgegen und suchte Gemeinschaft durch die Anerkennung, daß derselbe Geist des Evangeliums in den verschiedenen Reformationskirchen lebendig sei. Außer den zahlreichen reformierten Kirchen waren die an die Schweiz angrenzenden Nachbarkirchen, die Gesamtheit der deutschen Landeskirchen durch die Abgeordneten des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, der Oberkirchenrat durch seinen Präsidenten und Vizepräsidenten vertreten, daneben auch Abordnungen nordischer Kirchen.

Einen erhebenden Ausdruck fand jenes Zusammengehörigkeitsbewußtsein in dem unvergeßlichen Abendmahlsgottesdienst in der Kathedrale, an dem 17—1800 Personen teilnahmen. Ohne Predigt, in den alten liturgischen Formen wurde das Abendmahl von Vertretern der verschiedenen Kirchen zusammen ausgeteilt, darunter Oberhofprediger Dryander, Bischof Antal, Oberkirchenrat Witz-Oberlin und andere, schottische, französische und schweizerische Geistliche. Nach dem Uebermaß der Reden war diese Abendmahlsfeier in ihrer symbolischen Unmittelbarkeit eine wahre Erquickung und ebenso ein Höhepunkt wie die Ausführung der herrlichen Reformations-Kantate von Barblan-Roehrich, die die Geschichte der Reformation Genfs besingt und mit einem hinreißenden Appell an die Gegenwart abschließt.

Mit dem Fest der Kirche hing aufs engste zusammen die Feier der Grundsteinlegung des Reformationsdenkmals, das sich am Fuß der alten Wälle von Genf erheben wird. Seine Grundidee ist eine monumentale Mauer, der die Gruppe der Reformatoren vorgelagert ist, währenddem Statuen von Helden und Beschützern des Calvinismus, wie Coligny, Wilhelm von Oranien, dem großen Kurfürsten und Anderen, in Nischen der Mauer eingefügt sind. Diese Grundidee, die zur Einfachheit zwingt und keinerlei ornamentale Entfaltung duldet, scheint mir den ernsten, strengen, asketischen Charakter des Calvinismus vorzüglich auszudrücken. Näheres darüber findet sich in meinem Artikel in der Mainummer des Christlichen Kunstblattes.

Die gemeinsame Erstellung dieses Denkmals, das zu den monumentalsten und geistig gewichtigsten der Erde gehören wird, wird sicher auch zu dem bereits berührten engern Zusammenschluß der calvinistischen Kirchen beitragen. Was das protestantische Genf davon erwartet, hat Professor Lucien Gautier in ebenso überzeugter als taktvoller Weise in seiner Weiherede ausgedrückt, die zu den bedeutendsten Aeußerungen des Genfer Protestantismus während dieser Tage gehörte. Als eine besondere Aufmerksamkeit wurde es empfunden, daß der deutsche Kaiser durch Exzellenz Voigts sein Interesse an dem Werke kundgeben ließ, in dem drei seiner Ahnen ihre Stelle finden sollen.

Unmittelbar an diese Feier schloß sich das Jubiläum der Universität an, das wiederum zur Calvinfeier in engster Beziehung stand. Denn Calvin war der Begründer der Genfer Akademie, aus der das ganze höhere Bildungswesen Genfs hervorgegangen ist. Die Gelehrten scheuten sich denn auch weniger das auszusprechen, als die politischen radikalen Machthaber der Stadt, die dem Namen Calvins auf der offiziellen Denkmünze des College keinen Raum gegönnt hatten. Unter den 150 Adressen der Universitäten und gelehrten Institute aus aller Welt und den Ansprachen ihrer Vertreter sind einige des Aufheben wert. Wittenberg als Erbin der Universität Luthers ließ es sich nicht nehmen, die Universität Calvins zu grüßen. Das katholische Münster schrieb: Das einstige Rom des Nordens ruft dem einstigen protestantischen Rom zu: Post inimicitias pax. Graf d'Haussonville als Besitzer von Madame de Staëls Schloß in Coppet, ein Nachbar Genfs, sprach im Namen der französischen Akademie und vermochte es trotz seines strengen Katholizismus in vollendeter Courtoisie und vollster historischer Gerechtigkeit die große Bedeutung von Calvins Akademie und dem Schulprogramm ihres ersten Rektors Beza anzuerkennen. Ueberhaupt hat die katholische Presse es mit Genugtuung konstatiert, daß dieses rein protestantische Fest in keinerlei Weise zu einer Reibungsfläche zwischen Katholiken und Protestanten geworden sei und daß von protestantischer Weise in vornehmer Weise auf katholisches Empfinden Rücksicht genommen wurde.

Ein besonderes Kapitel wäre noch über Genfs Gastfreundschaft zu schreiben. Sie ist hier ein Ergebnis einer alten hochgehaltenen Tradition aus der Hugenottenzeit und einer ganz eigentümlichen Kultur. Sie hat neben dem unvergleichlichen Rahmen der Natur zwei Vorzüge, die sich in dieser Verbindung wohl kaum irgendwo so charakteristisch zusammenfinden: jene Liebenswürdigkeit, die uns an der französischen Kultur entzückt, und jenen calvinischen Ernst, der sich dabei vor der bloßen Phrase hütet und mit der schönen Form auch einen echten Gehalt bieten will.

Die Calvinfeier war für Genf mehr als ein bloßes Fest. Sie bedeutet für die Stadt eine Stärkung ihres Protestantismus, eine Wiederbelebung historischer internationaler Beziehungen und ein bewußteres Erfassen der eigenen, an lebendigen Antrieben so reichen Geschichte. Adolf Keller

*) Was dazu Calvin gesagt haben würde? D H

Verschiedenes

Gott und Welt. Von Lic. G. Traub, Buchverlag der Hilfe Berlin-Schöneberg. 187 S. Gebunden 2 Mk.

Wer jahrelang von Naumanns Andachten in der Hilfe Woche um Woche gezehrt hat, muß notwendig vergleichen zwischen Naumanns und Traubs Andachten, die an derselben Stelle stehen. Also Naumann und Traub!

Naumann ist Künstler, wenn Künstler sein heißt: innerlich Geschautes zur schönen Gestaltung bringen. Stellenweise entdecken wir auch an Traub den Künstler Naumannscher Art. So, wenn die Steine der Elisabethkirche zu ihm reden, wenn der Sonnenschein auf den Haufen frisch gehobelter Bretter strahlt, wenn er vom „Sehen" redet und von Gottes Auge. Aber neben dieses künstlerische Schauen stellt sich bei Traub als der stärkere Bruder die Meditation; oft ists ein feines, zartes Meditieren über, öfter ein mutig-herzhafter Kampf um die Probleme, die auf der Verbindungslinie von Gott und Welt liegen. Weil Traubs Stärke mehr das Meditieren ist, als das Hinstellen

klassisch schöner und einfacher Bilder, wie es Naumann vermag, so wird der Kreis derer, auf die er zu wirken vermag, enger sein als bei Naumann. Traubsche Andachten in der Hand des Arbeiters werden um ihrer Bildungstiefe willen, die sie voraussetzen, Ratlosigkeit erzeugen; Naumann vermag stets auch den Simplen an Bildung fortzureißen.

Bekannt ist, daß Traub die Fundamente zu seinen Betrachtungen nicht aus der Bibel holt, sondern daß er Steinbrüche hin und her bei den Großen im Geiste anlegt. Nur einmal, am Karfreitag, ist ein Jesuswort als Ausgangspunkt verwendet. Mit den Worten tritt auch Jesu Gestalt zurück. Wenn ein hinkender Vergleich gestattet ist: Naumann geht in der „Gotteshilfe" mit Jesus als dem Wandergenossen auf dem Wege der modernen Tage; Traub hat von Jesus einen Brief bekommen, den er des öfteren durchliest und der ihn zu viel klugen und guten Gedanken anregt. Mitten in seinen harten Gedankengängen muß er der Worte „jenes seltsamen Menschen in Galiläa" gedenken. Daß aber nicht immer nur kühle Betrachtung ihn an Jesus bindet, wie es der Ausdruck vom seltsamen Menschen vermuten lassen könnte, zeigt die Stelle, wo Jesu Gestalt, nicht seine Worte Traubs Millionengedanken durchkreuzt, und jene andere aus der „Wald"-Andacht, wo er mit Sehnsuchtslaut sagt: „Jesus ging nie durch unsern Wald. Das ist mir immer trauriges Vermissen. Ein Fremdes huscht dann über seine Gestalt."

Noch ein Wort über Verhältnis von Betrachtung und Ausgangswort bei Traub! Naumann baut auf und schöpft aus; man merkt fast immer, wie das Ausgangswort die Bewegung der Gedanken beherrscht. Für Traub ist des öfteren der Spruch über der Andacht nur Motto oder Sprungbrett. Man lese die Andacht „Menschenmassen", die fein und tief empfunden ist; aber aus dem Worte Arndts ist sie nicht geboren. Man lese die Weihnachtsbetrachtung und ärgere sich über das Ausgangswort: „Kräfte und Krücken kommen aus einer Hand."

Wir möchten nicht falsch verstanden werden, wenn wir sagten: Naumann und Traub. Wir wollten verschiedene Art aufzeigen, aber keine Nummern austeilen. Jeder in seiner Art. Was zu Traub immer wieder hinzieht, ist seine tapfere Konsequenz und Phrasenlosigkeit.
Schomburg

Grundsätze für eine wirkliche Verdeutschung der heiligen Schrift. Von Rudolf Böhmer, Stadtpfarrer in Haigerloch (Hohenzollern). Stuttgart, Max Kielmann 1909. 30 S. 60 Pfg.

Innige Liebe zu unserem Volke und zu dem unvergänglichen Werte der Bibel hat den Verfasser bewogen, eine neue Bibelübersetzung zu versuchen. Die bisherigen haben ihn nicht befriedigen können. Luthers Werk war für seine Zeit modern und durchaus verständlich; heute ist es dies jedoch nicht mehr, und die späteren Ausgaben sind nur neue Flicken auf altem Kleide. Weizsäcker, Kautzsch, Stage u. a. wollen Zweierlei verbinden, was sich doch nicht vereinen läßt; sie wollen die Eigenart der fremden Sprache und der einzelnen Schriftsteller erkennen lassen und zugleich das Fremde dem deutschen Volke verständlich machen. Demgegenüber will Böhmer den alten Luther ersetzt haben durch eine wirklich deutsche Bibel für unsere Zeit, d. h.: „Propheten und Apostel so deutsch reden lassen, daß die Uebertragung das Urwort an Schönheit und Deutlichkeit erreicht und an wichtigsten Stellen noch übertrifft" (S. 11). Seine Leitsätze sind nur zu billigen: alle Fremdwörter und fremdsprachlichen Ausdrücke müssen fallen, die später hineingebrachte Kapitel- und Verszählung muß beseitigt werden, Satzbau und Wortfolge müssen nach deutscher Art geändert werden. Daß noch gar manche Schwierigkeit bleibt, verhehlt sich der Verfasser nicht, aber was er als Probe seiner Uebersetzung bietet, ist ganz vorzüglich (z. B. der Anfang des Galaterbriefes). Auch ist es kein Schade, wenn durch seine Arbeit in unserem Volke das Haften am (lutherischen) Buchstaben und Worte, dieser letzte Rest des Inspirationsdogmas, beseitigt würde. Geplant ist zunächst eine Ausgabe des Neuen Testaments, ungefähr 16—18 Bogen in gutem Drucke zu je 25 Pfg., also im Ganzen für 4,50 Mk. Möge dem Verfasser das Interesse und die Mitarbeit von Laien und Theologen, um die er dringend bittet, auch zuteil werden.
Peter Thomsen

Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter Friedrich Wilhelm III. Von Erich Foerster. Zweiter Band. 542 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1907.

Das Buch ist in seinem größern Teile dem Agendenstreit gewidmet. Auf archivalischen Quellen und der umfassendsten Benutzung des gedruckten Materials aufgebaut, bereichert es unsere Kenntnis von den Vorgängen in einer ganzen Reihe von Punkten. Die Selbständigkeit des Königs bei der Abfassung der Liturgie, seine Neigung mit Zwang vorzugehn, die schmiegsame Nachgiebigkeit seiner Berater, alles das wird klarer als bisher und wird durch Episoden wie den Widerspruch des Berliner Magistrats und den Konflikt der zwölf Berliner Prediger in überraschender Weise illustriert. So werden die Umrisse des von Treitschke gegebenen Bildes überall schärfer gezogen, und es ist hinzuzufügen, daß sich dadurch auch der Gesamteindruck sehr wesentlich verschiebt.

Bei Treitschke erscheint doch der König als der Hochsinnige und Weitherzige und alle Kleinlichkeit auf Seiten derer, die sich der Agende entgegensetzten. Die Foerstersche Darstellung ergibt ein wesentlich Anderes. Daß Friedrich Wilhelm bei der Abfassung der Liturgie den massenhaften Stoff besser beherrscht habe als irgend einer seiner Theologen, wird nun wohl Niemand mehr behaupten. Seine Charakteristik als ohne jedes Verständnis für die geschichtliche Entwicklung des Protestantismus wird sich nicht anfechten lassen. Schlagend wird nachgewiesen, was sich Alles von dogmatischen, praktisch-kirchlichen und religiösen Gesichtspunkten gegen die Agende einwenden ließ und wie sie darum in ihrer ersten Form als ein Eingriff in die Gewissens- und Glaubensfreiheit erscheinen mußte. Ueberhaupt treten auch bei dieser Gelegenheit die Grenzen von Friedrich Wilhelms Begabung wieder einmal deutlich hervor, und im Zusammenhang damit berührt der despotische Zug in seinem Wesen um so peinlicher. „Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden Gewissenszwang im Glauben und die Herstellung früherer Formen, nach denen der Gottesdienst in der evangelischen Kirche abzuhalten" hat er gesagt; aber daß sich dogmatische und liturgische Fragen nicht ganz von einander trennen lassen, hat er nicht begriffen, und so hat er für die Gewissensnot, die sein Agendenversuch hervorrief, nur die härtesten Worte wie Insolenz und strafbare Widerspenstigkeit gehabt. Der Vergleich der Agende mit der Konkordienformel ist schon mehrfach gemacht worden; man könnte ihn auf den Vergleich des Königs mit Vater August erweitern, nur daß die brutale Härte des sechszehnten Jahrhunderts in die gemilderte Form des neunzehnten übersetzt erscheint.

Wenn man dem Könige aber den guten Glauben nicht absprechen kann, so verhält es sich mit seinen Ratgebern wesentlich anders. Die Auffassung Eylerts als des gewandten Hoftheologen stand schon fest und wird hier aufs neue bestätigt. Von Neander erfahren wir, wie er einen sehr wenig würdigen Plan ausheckte, um die Geistlichen zur „freiwilligen" Annahme der Agende zu zwingen. Im allerungünstigsten Lichte aber erscheint Altenstein. Er fand die Agende sofort sehr bedenklich, aber besaß nicht den Mut, das dem Könige energisch vorzustellen. Er spiegelte dem Könige einen Erfolg der Agende vor, der in Wahrheit nicht vorhanden war, und trug so dazu bei, ihn im Glauben an sein Recht und das Unrecht der Gegner zu bestärken. Er wußte selber, wieviel sachliches Recht auf Seiten der Gegner stand, wie demoralisierend ein Zwang wirken mußte, und behandelte doch den Widerspruch ganz vom polizeilichen Standpunkte aus. Wie er zu dem Könige über Delbrück und dann zu Delbrück selber in zwei ganz verschiedenen Zungen gesprochen hat, wie er den Berliner Opponierenden den ihnen zustehenden Rechtsweg abgeschnitten hat, gereicht ihm wahrhaftig nicht zum Ehrentitel. Er hat tatsächlich daran gedacht, Schleiermacher als „böswilligen Geistlichen" vom Amte zu entfernen, und nur durch den Widerspruch von Motz, nicht wie Treitschke meint durch den Widerspruch des Königs, ist das verhindert worden.

Eine vollständige Inhaltsangabe des Buches kann hier natürlich nicht beabsichtigt sein; aber schon diese Angaben werden erkennen lassen, was wir ihm an Neuem zu danken haben. Indessen ist damit sein Verdienst nicht erschöpft. Der größte Fortschritt liegt vielmehr in dem völlig neuen Nachweise, daß sich aus dem Agendenstreit diejenige Auffassung vom Kirchenregiment herausgebildet hat, die in der Hauptsache bis heute herrschend geblieben ist. Mit Recht legt der Autor selber darauf das größte Gewicht.

Die Stimmung der Geistlichkeit gegen die Agende bewirkte, daß die Regierung den Gedanken an eine synodale Verfassung der Kirche wieder fallen ließ, daß sie überhaupt dem Begriff der evangelischen Freiheit einen energischen Krieg machte. Damit die Agende besser durchgeführt werden könne, erhielten die Konsistorien eine bedeutend erhöhte Machtbefugnis, eine Disziplinargewalt, die sich auf die Lehre, ja sogar die Gesinnung der Geistlichen erstreckte, und wurden sie daneben zugleich zu Werkzeugen des königlichen Willens gemacht. So wurde im Gegensatz zur Theorie und Praxis des achtzehnten Jahrhunderts das Regiment des Landesherrn über die Kirche statuiert, basiert nicht auf den landesherrlichen Beruf, sondern auf privaten Besitztitel, ein Regiment, das durch die Angliederung synodaler Organe nur ganz geringfügig berührt wurde und eine bis dahin völlig unbekannte Macht ausübte.

Durch diesen Nachweis hebt sich das Buch weit über den Charakter einer Detaildarstellung von Union und Agende hinaus und wird zu einem außerordentlich bedeutsamen Beitrage zu der Geschichte der Beziehungen von Staat und Kirche. Der Streit um die Agende verliert den episodenhaften Charakter, unter dem er bisher noch immer betrachtet ist, und wird zu einem Ereignis, dessen Nachwirkungen für Kirchenverfassung und Kirchenbegriff bis auf die Gegenwart reichen.

Die Arbeitsweise Foersters ist die gleiche wie in dem ersten Bande. Er stützt sich auch hier wieder auf zahlreiche Akten, zu deren Quellen jetzt noch das Berliner Stadtarchiv hinzugekommen ist, und hat daneben auch wieder die gedruckte Literatur in weitestem Maße herangezogen. Dies Material hat er dann mit sicherer Beherrschung der in Betracht kommenden historischen, theologischen und juristischen Fragen, mit eindringender Kritik und weitem Blicke behandelt, so daß Referent, so weit ihm eine Nachprüfung (insbesondere an der Hand des ausgedehnten Urkundenanhanges) möglich war, nirgends Gelegenheit zu Einwänden gefunden hat und wohl dem Wunsche Ausdruck geben darf, daß auch die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. eine Darstellung durch dieselbe berufene Feder finden möchte.
Walter Struck

Ein Schillerdenkmal. Drei Vorträge von Arnold E. Berger. Berlin, Ernst Hofmann 1909. 99 S. 1,60 Mk.

Dieses Buch geht mir noch gerade rechtzeitig zu, um es im Zusammenhang mit dem obenstehenden Schilleraufsatz hervorzuheben. Der Verfasser, ein bekannter Reformations- und Lutherforscher, nicht zu verwechseln mit dem Schillerbiographen, hat in ihm drei Vorträge vereinigt, von denen zwei „Wie stehen wir zu Schiller?" und „Schillers Beruf" schon älteren Datums und früher veröffentlicht sind, während

der dritte „Schiller und das Christentum“ jetzt neu erscheint. Diese Abhandlung kennen zu lernen ist mir sehr wertvoll gewesen. Sie enthält eine feinsinnige Darstellung von Schillers religiös-ethischer Geistesentwicklung und stellt durch ein rechtes Eingehen auf des Dichters Charakter und historische Gebundenheit die religiöse Fragestellung und die fromme Gedankenrichtung in Schillers letzter Schaffensperiode so klar und einfach heraus, daß auch enger kirchlicher Sinn sich diesem Eindruck nicht wird verschließen können. Der Ausblick auf die Zukunftsbedeutung Schillers, den Berger schließlich eröffnet, steht den Gedanken sehr nahe, die mir bei meiner Arbeit vorschwebten und deren Ausführung ich mir versagen mußte. Es ist sehr schwer, in Kürze über Schillers religiöse Zukunftsbedeutung zu reden, und auch Bergers Aufsatz leidet darunter, daß er nicht breit genug die fromme christliche Geistesrichtung Schillers aus seiner philosophischen Gedankenwelt herauslösen kann. Der Verfasser hebt das selbst ausdrücklich hervor und gibt zur Rechtfertigung in der Vorrede die Aussicht auf eine umfassende Monographie über Schillers Religion. Wir wünschen sehr, daß er diese Hoffnung wahr mache, und wollen uns bis dahin an dem schönen Präludium erfreuen. K. Bornhausen

Kleine Mitteilungen. Zum Totensonntag bietet der Evangelische Verlag Heidelberg wieder zwei Pfennigpredigten zur Verteilung. Die eine von Alfred Fischer in Berlin, die andre von Bungenberg, Inden bei Jülich. Bei mehr als 1000 kostet das Stück nicht einmal einen Pfennig. Man verlange Probeexemplare mit den Bedingungen vom Verlag. Im vorigen Jahre wurden 74 000 von diesen Predigten bezogen, das ist schon etwas, aber nur wenig gegen die 311700, die von den Stöckerschen Pfennigpredigten gleichzeitig abgesetzt wurden.

Unmittelbar vor dem Tore des Deutschen Reichs liegt die Stadt Basel. Nur einen Schritt über die Grenze und man ist mitten drin. Vor uns liegen zwei Dokumente. Ein Flugblatt vom 30. v. unterschrieben: „Eine Versammlung sozialdemokratischer Kirchgenossen der Matthäusgemeinde.“ Es fordert die „werten Kirchgenossen“ auf zur Wahl des Pfarrers Liechtenhan. Aber noch merkwürdiger ist das zweite, unterschrieben: „Der Positive Gemeindeverein St. Matthäus“, vom 1. November. Es stellt fest, daß „aus der Mitte der sozialdemokratischen Gemeindeglieder“ besagter Pfarrer L. vorgeschlagen sei und verzichtet zu Gunsten dieses Kandidaten auf einen eigenen Vorschlag. So etwas gibt es in der Welt! Und in der Kirche!

Aus den Bergwerken. Zu dem so überschriebenen Artikel von Traub folgen einige Aenderungen und Ergänzungen in nächster Nummer, da sie infolge verspäteten Eingangs der Korrektur des Verfassers in den heutigen Druck nicht mehr aufgenommen werden konnten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cassel. Freitag 19. November 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Ueber religiöse Erziehung. Professor Sandrock.

Chemnitz. Montag 22. November: Ueber den Einfluß der Religion auf die moderne Staatenbildung. Professor Dr. Knauth Freiberg.

Cöthen. Mittwoch 24. November 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Bibel und archäologische Forschung. Oberlehrer Bosse-Cöthen.

Dresden. Mittwoch 1. Dezember 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Christus in der neuesten sozialdemokratischen Literatur. Klepl

Lüttringhausen. Montag 15. November 5 Uhr im Däringer Hof: Die Quellen der Synoptiker nach Wendt, Wellhausen und Harnack. Professor Seynsche-Elberfeld. — Gäste willkommen.

Marburg. Dienstag 30. November 8½ Uhr im Ritter: Zur Psychologie des Verbrechertums. Fritz Philippi.

Nordhausen. Mittwoch 24. November ½5 Uhr in der Hoffnung: Ist unser Glaube an Gott als den Vater noch haltbar?

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 44. Die Generalsynode der Evangelischen Brüder-Unität im Jahre 1909. Erstes bis viertes Stück — Der 35. Kongreß für Innere Mission — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 45. Die 22. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Mannheim — Aergernis — Aus Preußen: Evangelische Vereinigung; Die Verhandlungen der Generalsynode — Mancherlei

Neuer Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Wechselgesänge für die Weihnachtszeit.
Den ev. Kirchenchören Deutschlands dargeb. v. Pfr. **Joh. Plath** u. Kgl. Musikdir. **O. Richter.** Partitur 3 M. Jede Stimme 50 Pf., in Partien gem. 20 St. 8 M., 50 St. 15 M., 100 St. 25 M.
Behandelt sind 14 Choräle in 57 Tonsätzen meist alter Meister.

Zwei liturg. Weihnachtsfeiern für die Kirchen- u. Hausgemeinde in Stadt und Land. Von P. **Chr. Drömann** und **R. Röckel.**
Für gemischten Chor. Preis jeder Feier 40 Pf. In Partien beide Feiern gem. 10 Expl. 3,50 M., 50 Expl. 12,50 M., 100 Expl. 20 M. **Für dreistimmigen Chor.** Preis jeder Feier 30 Pf. In Partien beide Feiern gem. 10 Expl. 2,50 M., 50 Expl. 10 M., 100 Expl. 16 M.

Paul Pietzschmann
Martha geb. **Höckner**
6. November
Marburg **Halle a. S.**

Meine Verlobung mit Fräulein **Anna Aurbach,** Tochter des verstorbenen Pfarrers zu Freienbessingen Herrn O. Aurbach und seiner Frau Gemahlin Katharina, geb. Siemon, in Halle a. S., zeige ich ergebenst an.
Gorenzen b. Monsfeld
November 1909
O. Vissem, Pastor

Liefg. 2 **soeben erschienen!**
Inhalt:
Aus IIa Aelteste Geschichtsschreibg. u. Prophetie Israels, v. Hugo Greßmann, Bogen 6—7.
Aus IIIa Lyrik des A. T., von W. Stärk, Bogen 1—3.

Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl
neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt
von **Greßmann, Gunkel, Haller, Hans Schmidt, Stärk u. Volz.**

Prof. D. O. Baumgarten urteilt in der „Evang. Freiheit“ über Lfg. 1: „Greßmann hat in dieser Probe einen uns geradezu beglückenden Beweis seiner Befähigung zu nachdichtendem Beleben alter Texte wie zu literarkritischer Stilcharakteristik gegeben... Wir versprechen uns viel für den Religionsunterricht, auch für die Predigt von dieser Ausmünzung der Resultate der israelitischen Religionsgeschichte.“

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Liefg. 3 **bestimmt im Dezember!**
Vollständig in etwa 28 Lfgn. zu je 5 Bogen, je 80 ₰.
Probeheft mit 12 Textseiten, dem Plane des Werkes u. den Subskriptionsbedingungen **kostenlos.**

Wir suchen zum 1. Januar ein erfahrenes, arbeitsfreudiges, gebildetes **Mädchen** zur vollständigen Entlastung der Hausfrau und zum Miterziehen unserer vier Kinder. Tüchtiges Dienstmädchen vorhanden.
Eisenberg S. A.
Pastor Ranft

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Neu! **Ueber Friedhofskunst** sonst u. jetzt. Von P. **J. Bestmann.** 1,20 M., geb. 1,60 M.

Ueber den Zustand nach dem Tode. Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben und über den Spiritismus. Von D. **Herm. Cremer.** 7. Aufl. 1 M., geb. 1,50 M.

Letzte Reden der Sterbenden. Zeugnisse des weltüberwindenden Glaubens von Dr. **Stromberger.** 2. Aufl. 3,50 M., geb. 4 M.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschienen:

Lebenskunst

nach Dichterworten entworfen
von
Professor **Wilhelm Bithorn**
Stiftssuperintendent in Merseburg
Preis geh. 2 Mark geb. 3 Mark

Geschichte der Erziehung

von
Priv.-Doz. D. **F. M. Schiele**
in Tübingen
Preis 2 Mark 40 Pfg.

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier . . . . 2.—M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr. 3.—„
500 Stück Dienstcouverts . . . . 1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose" 1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef. 1.50 „
100 „ Correspondenzkarten . .30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 3
Katalog u. Muster gratis u. franko

Aufruf

Volkskirchlich-soziale Vereinigung für Preußen

In Erwägung, daß die evangelische Kirche nur dann ihre hohe sittliche und religiöse Aufgabe im Volksleben erfüllen kann, wenn sie bewußtermaßen Volkskirche sein will, allumfassende Volksgemeinschaft im Christusgeiste,

in tiefer Trauer darüber, daß große Massen unsers Volkes der herrlichsten verbindendsten Sache der Welt, dem rechten Christentum entfremdet sind und wenigstens der Kirche mit unauslöschlichem Mißtrauen gegenüber zu stehen scheinen,

in Sorge darüber, daß über der Hochkirchlichkeit, der die Volkstümlichkeit der Kirche gleichgiltig ist, über der in gewissen Grenzen berechtigten Gemeinschaftsbewegung, die die Kirche in viele lebendige und schätzenswerte, aber enge Gemeinschaften aufzulösen in Gefahr kommen kann, über der Christlichen Gewerkschafts- und Evangelischen Arbeitervereinsbewegung, die in einen parteimäßigen Gegensatz zur volkstümlichen Sozialdemokratie geraten sind, diese Zustände fortdauern möchten, gründen wir eine

Volkskirchlich-soziale Vereinigung für Preußen

mit folgendem Programm:

1. Wir wollen energisch allen Klassengeist innerhalb der Kirche bekämpfen und offen für das sittliche Recht der Sozialreform und der Arbeiterbewegung eintreten, ohne uns in Parteipolitik einzumischen.
2. Wir vertreten Neutralität der Kirche gegenüber der politischen und wirtschaftlichen Sozialdemokratie.
3. Wir wollen der Volkskirche das Vertrauen der großen Massen, auch der sozialdemokratischen, wiedergewinnen, indem wir, neben der eifrigsten individuellen und sozialen Gemeindearbeit, sozialgesinntem Jugendunterricht und Jugendpflege, besonders auch durch öffentliche Diskussion über religiöse und sittliche Fragen Gelegenheit suchen, uns mit Gegnern des Christentums und der Kirche sachlich und achtungsvoll auszusprechen und dabei unsere Religion freimütig zu vertreten.
4. Wir glauben an eine Zukunft der Volkskirche, wenn sie freudig und gerecht das Vertrauen des Volkes zu gewinnen sucht, weil wir an die Macht des Evangeliums und an die unverlierbaren religiösen Bedürfnisse der Menschenbrust glauben.
5. Wir schließen uns dem Evangelisch-sozialen Kongreß an.

Wer diesem Programm zustimmt, wolle unverzüglich Namen und Adresse der Redaktion dieses Blattes mitteilen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Tübingen

Neuigkeiten:

Die persönlichen Erfordernisse des geistlichen Berufs. Von D. **O. Baumgarten**, Professor an der Universität Kiel. 8. Mk. ca 0.90.

Die Konfirmation. Von **Eduard Simons**, Professor in Berlin. 8 Mk. 1.—. Gebunden Mk. 1.80. (Lebensfragen 23.)

Calvinreden aus dem Jubiläumsjahr 1909. 8. Mk. 4.80. Geb. Mk. 5.80. (Enthält Reden von Eck, Holl, Reichel, von Schubert, Simons, Wernle.)

Das älteste germanische Christentum oder der sogen. „Arianismus" der Germanen. Von D. **Hans von Schubert**, Professor in Heidelberg. 8. Mk. —.80.

Byzantinische Kulturgeschichte. Von DDr. **Heinrich Gelzer**, Professor der alten Geschichte zu Jena † 1906. 8. Mk. 3.—. Geb. Mk. ca 4.—.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments in Verbindung mit Fachgenossen übersetzt und herausgeg. von **E. Kautzsch**. 16. Lieferung. Hosea bis Habakuk 2, 16. Subskriptionspreis 80 Pfennig.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständl. Darstellung. Unter Mitwirkung von **Hermann Gunkel** und **Otto Scheel** herausgegeben von **Friedrich Michael Schiele**. 24. Lieferung. (Bd. II, Bog. 1—3) Deutschmann bis Dodwell. Subskriptionspreis Mk. 1.—.

Der diesjährige Weihnachtsprospekt gelangt dieser Tage zur Versendung. Interessenten werden um Mitteilung ihrer Adresse gebeten.

Der größten Beliebtheit und immer wachsender Verbreitung erfreut sich das Predigtbuch

Gott und die Seele

von **Geyer** und **Rittelmeyer**, welches 7 ½ Mk. gebunden kostet und bei **Heinrich Kerler**, Verlags-Conto, **Ulm**, erschienen ist.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Hauck
Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 3. (neuste) Auflage, tadellos, antiqu. zu verkaufen. Offerten mit Preis unter **R F 500** Expedition des Blattes.

Haucks eben vollendete 3. Auflage der **Realenzyklopädie** für protestantische Theologie und Kirche zu verkaufen gesucht unter **H R** durch die Redaktion des Blattes.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein
für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Im Evangelischen Fröbelseminar Cassel
Wirtschaftliche und Soziale Frauenschule,

verbunden mit **Erziehungsheim** und **Kindergärtnerinnen-Seminar** (staatl. konzessioniert). **Fortbildungskurse** für geprüfte Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zur Arbeit in Frauenschulen. 18. Juli—3. August Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen.

Das Kuratorium

Erlangen

Universität
Hier blinkt noch die goldene Burschenfreiheit!
Anmutige Umgebung. **Fränkische Schweiz.** Nahverkehr mit **Nürnberg** und **Bamberg.** Nach **München knapp 4 Std. Fahrzeit.** Verkehrsverein.

Morgenandachten

dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld (Wertvolle Geschenk-Werke)